

wiederholt und steigern sollte? Ein freudiges, gläubiges, geisterfülltes Sterben! Jede Gegenwärtigung des Kreuzesopfers Christi in der Eucharistie verkündet den Tod des Herrn und seine Auferstehung. Aber wir empfangen die Früchte dieses Opfers nur in dem Maße, als wir uns aufs innigste mit dem heilsamen Leiden Christi vereinen. Das hängt freilich weniger von unserm schwachen Willen und unserer guten Meinung ab als von dem Eingreifen des Heiligen Geistes, der uns in das Opfer Christi hineinzieht und und auch uns verwandelt und verbrennt. So sollte sich unser persönliches Beten mehr darauf richten, es möge uns die Gnade eines rechtzeitigen Mitsterbens zuteil werden, damit wir die rechten Vorsätze und Meinungen finden, die nicht vom Eigenwillen eingegeben sind. Eigentlich ist das der Inhalt jedes Vaterunsers, wenn wir die Gethsemane-Bitte übernehmen: „Dein Wille geschehe...“ Aber beten wir so das Vaterunser? Lassen wir uns darauf ein, daß das sakramentale Leben mit Christus quer zu allem steht, was man heute gemeinhin als „Leben“ ansieht? Wer denkt denn bei der heiligen Messe und beim Vaterunser an seinen Tod? Die alten Leute in den ersten Bänken.

3. Mit dieser Überlegung ist schon gesagt, was dazu gehört, sich besser auf den Tod vorzubereiten, jedenfalls, soweit es die katholischen Christen angeht. Mit dem öfteren, ja regelmäßigen Denken an den Tod allein ist es nicht getan. Solches Denken kann den Menschen auch trübsinnig machen und ihn der Tatkraft berauben, wenn nicht die Quelle dieses Denkens an den Tod ein starkes Leben in der Gnade, die Gegenwart der Heiligsten Dreifaltigkeit in unserm Glauben ist. Die erste und wichtigste Vorbereitung auf den Tod ist daher die Mehrung des Glaubens und das Entbrennen der Liebe, und zwar der Erlöserliebe, die den Nächsten liebt, wie Jesus ihn liebt, und nicht nur wie man sich selber liebt (Joh. 13, 34). Dann wird es auch vielen leichter fallen, sich rechtzeitig von ihrem Besitz zu lösen und die Vorkehrungen für seine Übernahme durch Kinder und Angehörige zu treffen, ja überhaupt ihren Besitz richtig zu verwalten. Zu alledem hilft uns das rechte Leben in der Liturgie. Das ist allerdings noch etwas anderes, als gelegentlich ihren Deklamationen „mit Andacht“ folgen, einer Andacht, die nach dem Verlassen des Gottesdienstes wieder erlischt. Der Same der heiligen Texte muß in unseren Herzen aufgehen, wir müssen auf die Worte der Liturgie hören. Man muß sie freilich auch als keimfähigen Samen aussäen. Und wenn das Wort Gottes, die Rede Jesu, das Zeugnis der Apostel in uns widerklingt, stellt sich auch das rechte Beichten ein, ohne das es keine Vorbereitung auf den Tod gibt. Wir dürfen nicht beim Kinder-Beichtspiegel stehenbleiben. Selbst gute Beichtspiegel für Erwachsene können immer nur eine Hilfe sein, die eigenen Mängel zu erkennen, sie können und wollen nicht das Hören auf das lebendige Wort Gottes ersetzen. Der Heilige Geist ist es, der die Sünde aufdeckt, und er weilt bei uns durch Gottes Wort und die heiligen Sakramente. (Vgl. die Gebetsmeinung für November 1956: „Die Gläubigen mögen die hl. Eucharistie gleichsam zum Mittelpunkt ihres Lebens machen“ in Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 1, und die Gebetsmeinung für Mai 1957: „Die Erneuerung der Liturgie... möge zur Erneuerung des ganzen christlichen Lebens führen“ in Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 297). Die rechte Vorbereitung auf den Tod ist also ein starkes Leben mit dem in der Kirche gegenwärtigen Christus. Je mehr dieses Leben von katholischen Christen ausstrahlt,

desto mehr lernen auch andere Menschen, heilsam an ihren Tod zu denken. Sie werden dann leichter Ausschau halten nach dem, der „die Wahrheit und das Leben“ ist.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

7. Kongreß Vom 29. August bis 1. September 1957
„Kirche in Not“ fand in Königstein (Taunus) der 7. Kongreß „Kirche in Not“ statt. An ihm nahmen 700 Personen aus 30 Nationen, darunter sechs Bischöfe, unter dem Vorsitz des ukrainischen Erzbischofs Johannes Bucko teil. Für die Vorträge, die sich alle mit Fragen des Ost-West-Konflikts und der Kirche des Schweigens befaßten, waren anerkannte Fachleute gewonnen worden. Es sprachen:
 Emil Franzel, München, über „Weltstrategie und Weltplanung des Bolschewismus“,
 Otto Forst de Battaglia, Wien, über „Bolschewismus und Kirche in Polen“,
 Msgr. Horvath, München, über die „ungarische Tragödie“,
 Jakob David, Zürich, über „Wege und Irrwege des Nationalismus“,
 Msgr. Inigo König, Apostolischer Präfekt von Shaowu (China), über den „Leidensweg der Kirche in China“,
 Msgr. Otto Mauer, Wien, über „die Kirche, Hort der Freiheit und Überwinderin des Nationalismus und Kollektivismus“.
 Am Sonntag, dem 1. September, dem „Tag der Kirche in Not“, kamen etwa 6000 aus der näheren und weiteren Umgebung von Königstein, um Adolf Süsterhenn („Europa als Verpflichtung“) und Josef Leppich SJ („Christliche Tat“) zu hören.

Eine Botschaft an die Verfolgte Kirche

Der Kongreß richtete folgende Botschaft an die Katholiken hinter dem Eisernen Vorhang:
 „Der 7. Kongreß ‚Kirche in Not‘, an dem Vertreter von 30 Völkern teilnehmen, richtet an Euch, Brüder und Schwestern hinter dem Eisernen Vorhang, diese Botschaft:
 Wir wissen um Euer Lage. Wir wissen, was es bedeutet, unter einem gottlosen Regime zu leben. Wir kennen das Los Eurer Bischöfe, die man wie Verbrecher behandelt, einkerkert oder, wenn sie noch in ihren Wohnungen sind, als Gefangene hält. Unübersteigbar sind oft die Barrikaden, die man zwischen ihnen und Euch errichtet. Die Zahl Eurer Priester wird immer kleiner. Viele haben ihre Treue zu Christus, dem Herrn, mit dem Tode besiegelt, viele schmachten in der Unfreiheit, viele sind verschleppt und arbeiten unter härtesten Bedingungen. Zu der leiblichen Not, die sie tragen, tritt die Angst um die Seelen ihrer Gläubigen, die sie nicht mehr mit ihrer priesterlichen Vatersorge umgeben können. Groß ist die Zahl Eurer Gemeinden, die ihres Hirten beraubt sind.
 Das Wort des Propheten wird immer wahrer und greifbarer: Die Kinder verlangen nach Brot, aber es ist niemand da, der es ihnen bricht.“

In vielen Eurer Kirchen ist es düster geworden — das Ewige Licht brennt nicht mehr.

Wir kennen die Gewissensnot der Eltern, denen man die Jugend zu entreißen sucht, der Väter, die, um das tägliche Brot bangend, vor schwere Entscheidungen gestellt werden.

Das Ziel Eurer Bedrucker hat sich, gestern und heute, nicht geändert. Die Kirche ist zu vernichten! Gott ist tot zu erklären!

Die Herzen sollen stumpf gemacht und jeder Glaube an die Übernatur im Keim erstickt werden!

Man spricht vom Frieden und sät Unfrieden und Zwietracht; man spricht von Fortschritt und fällt in alte Sklaverei; man verspricht ein Paradies auf Erden und schafft Konzentrationslager; man spricht vom Wohlstand und stürzt die Menschen in tiefste Not.

Und dennoch, Brüder und Schwestern in der Verfolgung, werdet nicht mutlos. Gott lebt, und immer noch ist Er der Herr der Schöpfung.

Wir, die wir bei diesem Kongreß versammelt sind, fühlen uns mit Euch verbunden. Wir haben in diesen Tagen für Euch gebetet. Wir werden für Euch weiter beten, besonders den Rosenkranz, und wir wollen all das tun, was die Gottesmutter von Fátima verlangt hat. Ihr seid nicht vergessen!

Kein Tag soll vergehen, ohne daß wir an Euch gedacht, ein besonderes Opfer für Euch gebracht haben.

Habt Geduld und haltet aus. Euer Kreuz ist groß und schwer, aber Kreuz verheißt Auferstehung, auf den Karfreitag folgt ein Ostern.

Wir dürfen Vertrauen haben. Die Kirche wird leben, sie wird gezeißelt, zerschunden, bespien, aber die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.

Es wird der Tag der Freiheit kommen. Bis dahin werden wir unzählige Brücken des Gebetes zu Euch schlagen, und unsere Liebe wird Euch suchen, Tag für Tag.“

Entschließung des Kongresses

Zum Abschluß des Kongresses wurde folgende Entschließung bekanntgegeben:

„Wo der Kommunismus herrscht, werden alle, die sich dem kommunistischen Denk- und Gesinnungszwang nicht fügen, ausgeschaltet, ja ausgerottet. In erhöhtem Maße die höher geschulte und geistige Elite.

Dringliche Pflicht der freien Länder ist es deshalb, den nach dem Westen geflohenen begabten Jugendlichen ihre Studien zu ermöglichen — eine berechtigte Forderung der vom Kommunismus geknechteten Völker, aber auch im Interesse der freien Welt, der die Heranbildung einer geistigen Elite unter der geflüchteten Jugend nicht gleichgültig sein darf.

Tausend ungarischer Jugendlicher flohen nach ihrem Freiheitskampf in unsere Länder, darunter eine große Zahl solcher, denen weder der Wille noch die Eignung zum Weiterstudium fehlen. Doch katastrophal groß ist unter ihnen die Zahl jener, die — wegen finanzieller oder anderer Schwierigkeiten — nicht studieren können und, in ihren Hoffnungen enttäuscht, die Zahl der Unzufriedenen und der gebrochenen Existenzen vermehren.

Wir haben uns mitschuldig gemacht, wenn sie dadurch der christlichen Kultur, den freien Völkern und auch ihrem eigenen Volke verlorengehen.

Diese Jugend soll sich im Gastland einleben, dessen Spra-

che und Kultur sich aneignen, dem eigenem Volk aber darf sie nicht entfremdet werden.

Daher begrüßt der Kongreß die Schaffung volkseigener Schulen in ihrer Muttersprache oder doch wenigstens die Weiterpflege der Muttersprache.

Dasselbe gilt in ähnlichen Fällen für die Flüchtlingsjugend anderer Völker und Sprachen.

Der Kongreß empfiehlt allen die moralische und finanzielle Unterstützung dieses Anliegens wie überhaupt die Sorge für die Jugend des Ostens auf das wärmste und dringendste.“

Zweite Denkschrift des Bundesfamilienministeriums: Der Geburtenrückgang in der Bundesrepublik Das Bundesministerium für Familienfragen hat Mitte August 1957 eine Denkschrift über „die Gründe unseres Geburtenrückganges“ veröffentlicht.

Die Denkschrift behandelt zunächst das Ausmaß des Rückganges.

Um 1900 hatte das damalige deutsche Reichsgebiet mehr als 2 Millionen Lebendgeburten, 1933 bei einer um 14% höheren Bevölkerungszahl nur noch 970 000. Von 33 bis 36 Geburten auf 1000 Einwohner zu Beginn des Jahrhunderts ist die Zahl auf 15,7 im Jahre 1955, also auf weniger als die Hälfte, abgesunken. „Damit befindet sich die Bundesrepublik etwa an unterster Stelle der Welt.“ (Nach neuesten Veröffentlichungen des Ministeriums ist in den Jahren 1956 und 1957 die Zahl der Geburten wieder auf 16,2 bzw. 16,8 gestiegen.) „Wichtig ist dabei, daß die Zahl der ersten, in etwa auch noch der zweiten Kinder im wesentlichen gleichgeblieben ist. Dagegen fiel die Geburtenzahl für die dritten und weiteren Kinder schroff ab. 1880 gab es noch 25 dritte und weitere Geburten auf 1000 Einwohner, im Jahre 1954 nur mehr vier. Das bedeutet einen Rückgang um mehr als fünf Sechstel der Dritt- und Mehrkinder.“

Der Bevölkerungsrückgang erstreckt sich über alle Bevölkerungsgruppen annähernd gleichmäßig. „Insbesondere ist es nicht mehr zutreffend, daß etwa das Land oder die katholische Bevölkerung oder die unteren Einkommensschichten an der gekennzeichneten Entwicklung nicht oder in wesentlich geringerem Ausmaß beteiligt seien.“ Das Land gleicht sich hierbei — wenn auch erst in neuerer Zeit — immer mehr der Stadt an. Für die Landbevölkerung gilt sogar, daß bei ihr die Geburtenzahlen relativ am stärksten abgesunken sind. Die Statistik der Bundesrepublik Deutschland (Bd. 35, Heft 9, S. 50) zeigt folgende Entwicklung:

Auf dem Lande nahm der Anteil der kinderlosen Ehen 1950 gegenüber 1933 um 25%, in der Großstadt um 3,5% zu. Ebenfalls sank auf dem Lande der Anteil der kinderreichen Ehepaare im gleichen Zeitraum um 26%, in der Großstadt um ebenfalls 26%. Auf dem Lande nahm ferner die Kinderzahl je 100 Ehen im gleichen Zeitraum um 16%, in der Großstadt um 14% und im gesamten Bundesgebiet um 22% ab. Trotzdem weist das Land zur Zeit noch ein Mehrfaches der Geburtenüberschüsse der Großstädte auf, in denen teilweise schon Sterbeüberschüsse festzustellen sind (z. B. Hamburg).

„Eine Betrachtung der konfessionellen Gruppen der Bevölkerung ergibt, daß die 1940 geschlossenen katholischen Ehen 1950, also nach zehn Jahren, in etwa die gleiche Kinderzahl hatten wie die protestantischen Ehen gleicher Dauer.“ „Die Untersuchung der Geburtenzahlen nach

sozialen Schichten bzw. Einkommensgruppen zeigt, daß im Gegensatz zu früheren Beobachtungen bei Selbständigen, Beamten und Angestellten höheren Grades usw. eine größere Geburtenhäufigkeit festzustellen ist als etwa bei den Arbeitern.“ So hatten beispielsweise 1950 in Bayern die selbständigen Landwirte, die evangelischen Geistlichen und die Lehrer an höheren und Hochschulen relativ die meisten Kinder. Die Auswertung der Steuerstatistik von 1950 bestätigt diese Erscheinung.

Die veränderte wirtschaftliche Situation der Familie

Als Hauptgrund für das Absinken der Geburten nennt die Denkschrift die veränderte Wirtschaftssituation der Familie in der industrialisierten Gesellschaft. In der vorindustrialisierten Zeit galt der Satz: Je mehr Kinder, desto größer die wirtschaftliche Kraft der Familie. Heute, da fast 80% der schaffenden Menschen als Arbeitnehmer in fremden Betrieben arbeiten und auf den Leistungslohn, der für Ledige und Familienväter gleich hoch ist, angewiesen sind, hat sich dieser Grundsatz in sein Gegenteil verkehrt. Er lautet: Je mehr Kinder, desto größer die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Familie. Die erste Denkschrift des Bundesfamilienministeriums von 1955 hat eingehend die Folgen der modernen Wirtschaft für die Familie mit Kindern in Deutschland dargelegt (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 156 ff., desgl. 11. Jhg., S. 276 ff., 383 ff., 435 ff.). Stichwortartig nennt dann die Denkschrift die Unterschiede zwischen früher und heute bezüglich der Ehe- und Familienpraxis:

Die vorindustrielle Zeit zeichnete sich aus durch a) relativ späte Verehelichung (hohes Heiratsalter), b) relativ niedrige Heiratshäufigkeit (hohe Zahl Unverheirateter), c) hohe eheliche Fruchtbarkeit, d) hohe Sterblichkeit, besonders im Säuglings- und Kindesalter (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 492).

Die moderne industrielle Gesellschaft ist hingegen gekennzeichnet durch a) relativ frühe Verehelichung. Das durchschnittliche Heiratsalter, für das aus früheren Zeiten exakte Zahlen fehlen, zeigt in den letzten Jahren eine deutlich absinkende Tendenz. Es betrug 1949: 28,3 Jahre bei den Männern (25,4 bei den Frauen), 1954: 27,2 Jahre bei den Männern (24,8 bei den Frauen).

b) Relativ hohe Heiratshäufigkeit. Die Zahl der Junggesellen geht ständig zurück.

c) Relativ niedrige eheliche Fruchtbarkeit. Die Kinderzahl der Ehen mit abgeschlossener Fruchtbarkeit der Frau ging allein zwischen 1933 und 1950 von 4,1 auf 2,6 je Ehe zurück. „Verglichen mit der Kinderzahl pro Ehe im Jahre 1933, haben im Jahre 1950 nur die ganz jungen Ehen (Kriegsende, Gefangenschaft) etwas mehr Kinder als früher, während die Ehen nach 20- und 25jähriger Dauer 1950 um rund ein Viertel weniger Kinder hatten als noch im Jahre 1933. Der Wille auch schon zur Dreikinderfamilie ist mehr und mehr im Schwinden.“

d) Sehr niedrige Sterblichkeit im Säuglings- und Kindesalter. Es starben 1880 24,1% der Säuglinge im ersten Lebensjahr, im Jahre 1954 hingegen nur 4,7%.

„Von besonderem Interesse ist die Feststellung, daß das Alter bei der Eheschließung zunehmend niedriger wird, ebenso die Zahl der ledigbleibenden Männer. Beide Gesichtspunkte müßten an sich zu einer Zunahme des Geburtenstandes führen. Die Bedeutung des tatsächlichen Geburtenrückganges wird daher hierdurch noch unterstrichen.“

Überbewertung des Lebensstandards

Als Motiv für die bewußte Kleinhaltung der Familie führt die Denkschrift ferner die Überbewertung des Lebensstandards an. „Geistige und wirtschaftliche Entwicklungen greifen hier ineinander über. Der Individualismus mit seiner oft allzu einseitigen Hervorhebung des Rechts der Einzelpersonlichkeit hat es mit sich gebracht, daß schon die Ehe weitgehend nicht mehr so sehr als gesellschaftliche Institution im Sinne der christlichen Kirchen, sondern mehr als ein Mittel gesehen wurde, die eigene Persönlichkeit an dem Partner zu vervollkommen. In konsequenter Weiterentwicklung dieser Auffassung ist der einzelne weniger geneigt, Opfer für Kinder zu bringen und zugunsten der kommenden Generation auf einen Teil seines Standards zu verzichten. Die Entwicklung der Wirtschaft kam dieser Einstellung entgegen. Die sprunghafte Erhöhung des Angebots an Konsumgütern in den letzten Jahrzehnten, verstärkt durch immer durchschlagendere Werbemöglichkeiten, ließen vielen den Besitz dieser Güter wertvoller erscheinen als den Besitz von Kindern. Dies gilt ganz besonders für Deutschland, wo während zweier Weltkriege und durch deren Folgeerscheinungen in einem Menschenalter ein Bedarf angestaut wurde, der jetzt befriedigt wird. Man kann jedoch erwarten, daß — ähnlich wie in Amerika, wo die gekennzeichnete Entwicklung einige Jahrzehnte früher feststellbar ist — auch bei uns eine Art Sättigung eintreten wird. Der außerordentliche Anstieg der Geburten, der in Amerika in den letzten Jahren zu beobachten ist, sowie die gleichzeitig von führenden Soziologen festgestellte zunehmende Verinnerlichung des Lebens, besonders des Familienlebens, in diesem Lande lassen erwarten, daß auch bei uns die Überbewertung des Lebensstandards nicht von Dauer sein wird.“

Erwerbstätigkeit der verheirateten Frauen

Zu den wirtschaftlichen Ursachen für die Kleinhaltung der Familie sei auch die außerordentliche Zunahme an berufstätigen Ehefrauen in Deutschland zu rechnen. „Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Berufstätigkeit der verheirateten Frauen die Geburtenzahl in diesem Kreis ungünstig beeinflusst. Sowohl die Rücksicht auf wirtschaftliche oder berufliche Erwägungen wie die körperliche Überanstrengung durch zwei Berufe — auch der Hausfrauenberuf ist ein vollwertiger Beruf — führen weitgehend zur Einschränkung der Kinderzahl. Diese Überlegungen werden bestätigt durch die Feststellungen des Statistischen Bundesamtes. Hiernach hatten 1950 die zusammenlebenden Ehepaare, bei denen die Ehefrau als Arbeitnehmerin tätig war, im Durchschnitt 0,6 Kinder unter 15 Jahren in ihrem Haushalt, während die entsprechende Zahl für die Gesamtheit aller Ehepaare 0,9 war.“ Die Denkschrift fügt freilich hinzu, daß diese Zahlen noch keinen gültigen Aufschluß geben, „weil sich aus ihnen nicht eindeutig ersehen läßt, ob die geringere Geburtenhäufigkeit der erwerbstätigen Ehefrauen im Einzelfall Folge oder Ursache der Erwerbstätigkeit ist“.

Wohnungsnot

Zu den Gründen für den Geburtenrückgang gehört auch die Wohnungsnot. Das geht deutlich aus den rund 10 000 Eingaben hervor, die das Familienministerium jährlich allein von Wohnungsuchenden erhält. Das Bundesmini-

sterium für Wohnungsbau schätzte Ende 1956 das Defizit an Familienwohnungen noch auf 1,6 Millionen Wohnungen. „Von diesem Problem werden gerade jüngere Familien besonders betroffen, die nach der Eheschließung noch keine geeignete Wohnung gefunden haben bzw. auch nicht finanzkräftig genug sind, eine solche zu erwerben. Immer wieder ist in den Eingaben festzustellen, wie sehr jüngere Eheleute, die an sich im Großziehen mehrerer Kinder eine Erfüllung ihrer Ehe sehen, unter Wohnverhältnissen zu leiden haben, die ihnen das schlechterdings unmöglich machen.“

Die Denkschrift behandelt anschließend das Ausmaß von Geburtenverhütung und Abtreibung in der Bundesrepublik (vgl. ds. Heft, S. 45).

Frauenüberschuß und Scheidungshäufigkeit

Weiter sind zu berücksichtigen die großen Menschenverluste der beiden Weltkriege. In der Bundesrepublik werden allein in den Altersgruppen der Dreißig- bis Fünfunddreißigjährigen 820 000 mehr Frauen als Männer gezählt. „Insgesamt wird man sagen dürfen, daß rund einer Million Frauen hierdurch Ehe und Kinder versagt bleiben.“ Auch den Einfluß der Scheidungen schätzt die Denkschrift hoch ein. 1955 lag die Scheidungshäufigkeit bei 85 Scheidungen auf 100 000 Einwohner. 1910 kamen nur 23 Scheidungen auf 100 000 Einwohner (1937 bereits 69). „Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhang, daß nach privaten Erhebungen 12% aller Heimkehrerehen geschieden wurden, während der Durchschnittssatz für die anderen Ehen bei 0,36% lag.“

Mangelndes Vertrauen — Lebensangst

Als letzten Grund für die Einschränkung der Kinderzahl nennt die Denkschrift eine große Lebensangst, die durch die Ereignisse der letzten 25 Jahre hervorgerufen worden sei. Freilich sei dieses Ergebnis einer begrenzten Umfrage nicht unangefochten. Das Motiv habe jedoch sicher in den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren seine Bedeutung gehabt.

Ethische Seite und Schlußfolgerungen

Die Denkschrift weist auch auf die Diskrepanz zwischen gewünschter und tatsächlicher Kinderzahl hin, die ein Ergebnis der Umfrage des Emnid-Institutes über Ehe und Familie in Deutschland ist (vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 473).

Zusammenfassend stellt die Denkschrift fest: „Der Geburtenrückgang im gegenwärtigen Ausmaß wirft ernste Probleme auf. Es handelt sich hierbei um Entscheidungen im absolut privaten Bereich des menschlichen Lebens, die weitgehend von der ethischen Haltung des einzelnen abhängen. Diese zu bestimmen kann nicht Sache des Staates sein. Hier liegt die Aufgabe bei den Kräften des freien ethisch-kulturellen Raumes, insbesondere bei den Kirchen. Sicher ist die sittliche Seite des Problems noch wichtiger als wirtschaftlich-materielle Fragen. Alle wirtschaftlichen Maßnahmen können nur dann von dauernder Wirkung sein, wenn die ethischen Voraussetzungen (Verdrängung allzu materialistischer Denkweise) gegeben sind.“

Ebenso steht aber außer Zweifel, daß dem überwiegenden Wunsch nach (mehr) Kindern in weitem Umfang auch sehr schwerwiegende äußere Hindernisse (wirtschaftliche Lage der Mehrkinderfamilie, Wohnungsnot) entgegen-

stehen. Hierdurch werden die Verantwortlichen in Staat und Gesellschaft auf den Plan gerufen. Es muß einer Entwicklung entgegengetreten werden, in der vorwiegend ‚das isolierte Individuum zum Partner und Baustein für die Gebilde der Gesellschaft, besonders den Staat und das politische Leben, wurde‘ (Schelsky). Tatsächlich leben die Menschen heute wie zur vorindustriellen Zeit in Familien. Es geht nicht an, das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit ausschließlich aus der individuellen Natur des Menschen zu entwickeln. Seine gesellschaftliche Natur als integrierender Bestandteil der Persönlichkeit — d. h. sein Recht, innerhalb der vorgegebenen Ordnung der Familie mit Kindern zu leben — darf nicht einfach außer acht gelassen werden. Die Mißachtung dieses Grundrechts führt auf längere Sicht unweigerlich zu Komplikationen, die das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit gleichermaßen gefährden. Nach Auflösung der vorindustriellen Ordnung müssen endlich neue Wege gegangen werden, der Familie wenigstens annähernd jene Sicherheit wiederzugewinnen, die sie erst in der industriellen Wirtschaft verloren hat. Die gegenwärtige Ordnung sanktioniert weitgehend die Geburtenbeschränkung, indem sie schon die Mehrzahl der Familien mit drei und mehr Kindern einem Leben in der Nähe des Existenzminimums überantwortet oder auch die Mütter zur Erwerbstätigkeit außerhalb von Heim und Familie zwingt.

Auch das Gemeinschaftsinteresse erfordert eine Gestaltung unserer sozialen Ordnung, in der die freie Entfaltung der gesellschaftlichen Persönlichkeit des Menschen möglich ist. Es kann für die Gemeinschaft nicht gleichgültig sein, wenn das Fundament der Lebenspyramide des Volkes, die Jugendgeneration, dauernd schwächer wird.“

Salzburger Hochschulwochen 1957: Das neue Welt- und Menschenbild der Wissenschaft

Die diesjährigen Salzburger Hochschulwochen, die vom 4.—17. August 1957 stattfanden, hatten zum Thema: „Das neue Welt- und Menschenbild der Wissenschaft“. Mit etwa 700 Hörern wurden alle bisherigen Hochschulwochen seit 1945 übertroffen. Sehr viele Teilnehmer waren aus der Deutschen Bundesrepublik gekommen — der Katholische Akademikerverband Deutschlands und die Görresgesellschaft waren Mitveranstalter —, viele auch aus den USA, aus Frankreich und verschiedenen anderen Ländern. Von der zahlreichen Prominenz, die an der Eröffnungsfeier, am Festakt oder an Vorlesungen teilnahm, sind zu nennen: Kardinal Feltin, Paris, Nuntius Dellepiane, der Großteil der österreichischen Bischöfe und Äbte, der polnische Erzbischof Gawlina, Rom, Erzbischof Schneider, Bamberg, von staatlicher Seite Nationalratspräsident Hurdes, die Minister Figl und Drimmel, mehrere Landeshauptleute, aus Frankreich Ministerpräsident a. D. Robert Schuman, aus Deutschland u. a. der Präsident des Bundesverfassungsgerichts Dr. Wintrich, Karlsruhe, und Staatssekretär a. D. Gögler, Stuttgart.

Am Sonntag, dem 4. 8., hielt Erzbischof *Rohracher*, Salzburg, der auch der Präsident der Hochschulwochen ist, ein Pontifikalamt und die Predigt zum Thema der Hochschulwochen. Am Montag begannen die Vorlesungen (je drei am Vormittag) und die „Dialogischen Arbeitsgemeinschaften“ (am Nachmittag), bei denen allerdings die einleitenden Vorträge so ausgedehnt wurden, daß für die Diskussion kaum Zeit blieb. Es muß von vornherein

gesagt werden, daß ein Bericht über eine solche Veranstaltung notwendigerweise unzulänglich ist. Denn die Vorlesungen und Vorträge behandelten streng wissenschaftlich schwierige Fragestellungen in äußerst knapper Form, so daß die Zuhörer Mühe hatten, das Gebotene zu verarbeiten. Immerhin soll hier versucht werden, eine Übersicht über die Themen und Hauptprobleme zu geben.

Die Vorfragen: Philosophie — Wissenschaft — Weltbild

Die erste Woche galt dem Thema „Weltbild“. Über die grundlegenden Fragen „Philosophie, Wissenschaft und Weltbild“ sprachen Prof. Albert Auer OSB, Salzburg, und Prof. Beda Thum OSB, Salzburg/Rom. Prof. Auer machte deutlich, daß jedes Weltbild auf einer vorwissenschaftlich getroffenen persönlichen Entscheidung beruht, ob man nämlich zum Leben als einer Last oder einer Gnade steht, ob man die Unfaßlichkeit der Welt als absolute Grenze der Erkenntnis ansieht oder zum Kosmosdenken durchstößt. Jeder Begriff von Welt droht am Moment des Unerforschlichen zu scheitern, da die Welt als Totalität nicht exakt zu fassen ist. Die Frage des Menschen nach dem Weltbild ist letztlich immer die Frage nach ihm selbst; somit wird in der Frage nach dem Weltbild die existenzielle Not des Menschen sichtbar. Prof. Auer besprach dann die Typen des modernen Weltbilddenkens: Lebensphilosophie, Existentialismus, dialektischen Materialismus, und entwickelte den Gedanken, daß die Sinneinheit, die für das Weltbild wesentlich ist und aus der sich die eigene Haltung im Leben ethisch rechtfertigt, nur in Gott gefunden werden kann; daher müsse sich das moderne Weltbilddenken am theistischen Weltbild, jener zweiten Welt orientieren, gerade zu dem Zweck, um die erste Welt ernst zu nehmen.

Prof. Beda Thum behandelte das Thema auf andere Weise. Wenn er einerseits die Bedeutung der Naturwissenschaften für die Seinerkenntnis hoch einschätzt und u. a. auf die Bedeutung der Naturwissenschaften für die Zuordnung der Substanzkategorie auf bestimmte Erscheinungskomplexe hinwies, so betonte er andererseits, daß die Erkenntnismethoden der Naturwissenschaft nicht die einzigen Möglichkeiten sind, in die Natur einzudringen. Der Urgrund der Welt wird sich dem messenden und gegenständlich bleibenden Denken immer entziehen. Auch das unmittelbare Welterfassen mit seiner Fülle von Sinngehalten müsse in einem Denken, das sich für alles, was ist, offen hält, zu seinem Rechte kommen. Es war ein sehr interessanter und — wie wir meinen möchten — durchaus originaler Versuch, die verschiedenen Bereiche menschlichen Erkennens zu durchleuchten und aufeinander zu beziehen.

Makro- und Mikrokosmos

In den weiteren Vorlesungen wurden Ergebnisse der modernen Naturwissenschaften dargelegt und daraus die Probleme entwickelt. So zeigte Prof. Josef Meurers, Bonn („Das Weltbild im Umbruch der Zeit“), daß der Wissenschaft gerade das einfachste sich anbietende, nämlich Materie und Bewegung, auf das man alles Existierende glaubte zurückführen zu können, um einen festen Halt zu gewinnen, zum Rätsel geworden ist. Das ist eine Tatsache von größter Tragweite. Dem Forscher ist die materielle Wirklichkeit in einem geradezu unheimlichen Ausmaß entschwunden. Der Mensch sieht sich auf sich

selbst zurückgeworfen in einem unübersehbaren weiten Weltall. So wächst die Einsamkeit des Menschen und die Angst vor dem Nichts.

Prof. Pascual Jordan, Hamburg, sprach über „Struktur und Konstitution des Körperlichen nach der Mikrophysik“. Er wies auf die Erkenntnis hin, daß nur in der Makrophysik alles Geschehen zwingend determiniert ist, in der Mikrophysik hingegen nur eine statistische Gesetzmäßigkeit besteht, da es für das Verhalten des einzelnen Atoms keine Möglichkeit der Vorausberechnung gibt. Der Physiker von heute ist überzeugt, daß dieses Nichtwissen nicht durch weitere Forschungen beseitigt werden kann, sondern grundsätzlich ist. Die alte Auffassung von den Atomen und dem leeren Raum und der lückenlosen Determinierung alles Naturgeschehens drängte zu einer atheistischen Weltvorstellung. Dieser Motor ist heute ausgeschaltet. Doch wäre es verfrüht, heute schon zu sagen, wie sich die neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse im Gesamtbereich menschlichen Denkens auswirken werden. Und es wäre ein Mißverständnis, behaupten zu wollen, die Naturwissenschaften beweisen religiöse Wahrheiten.

Die Welt des Lebendigen

Für die Welt des Lebendigen vermittelte Prof. Johannes Haas SJ, Berlin, die notwendigen Grundkenntnisse („Das Geheimnis des Lebens nach den Ergebnissen und Perspektiven der heutigen Forschung“). Er legte dar, daß in hundert Jahren Zellforschung eine erstaunlich große Zahl von Zellfunktionen in ihren chemischen Reaktionen erforscht worden ist. Während nun für die funktionellen Vorgänge (in den fertigen Zellen) materielle Grundlagen in den makro-molekularen Strukturen der Zellen nachgewiesen werden konnten, ist bei den gestaltbildenden Vorgängen (Fortpflanzung im weiteren Sinn) das Gegenteil der Fall: Entsprechende materielle Grundlagen sind nicht vorhanden. Und zwar ist es nicht so, daß man bisher eine erklärende materielle Struktur noch nicht gefunden hat, vielmehr weiß man auf Grund der Kenntnisse des Zellbaues, daß es eine solche nicht gibt. Man wird daher zu dem Schluß gedrängt, daß im organischen Leben noch eine andere als die rein materielle Wirklichkeit am Werke ist, was natürlich neue Probleme aufgibt.

Europa und die Freiheit

Nur erwähnt werden können die dialogischen Arbeitsgemeinschaften, die sich mit Neopositivismus, neuzeitlicher Wissenschaft und Philosophie und weiteren Problemen der physikalischen und biologischen Forschung befaßten (Vortragende: Prof. Ernst Topitsch, Wien, Dozent Reinhold Messner, Wien, Dr. Wilhelm Krampf, München, Prof. Bernhard Welte und Prof. Max Müller, beide Freiburg i. Br., Prof. Hermann Auer, München, Dozent Ernst Lippert, Stuttgart, Prof. Maria Lipp, Aachen, und Dozent Josef Freisling, Graz). Dafür ist auf zwei andere Vorträge hinzuweisen: Reinhold Schneider „Europa als Lebensform“ und Prof. Hinderkes, Belfast, „Das neue naturwissenschaftliche Weltbild und das alte Problem der menschlichen Freiheit“. Reinhold Schneider bezeichnete als zur europäischen Lebensform gehörend das Sich-selber-Suchen und -Finden, die Kreuzung der Ströme zwischen Ost und West, Nord und Süd, das Ineinander-verflochtensein der Fäden der europäischen Tradition

und betonte die Verantwortung, die wir in der Freien Welt haben: Es dürfe der europäische Markt, von dem so viel gesprochen wird, nicht mehr gelten als das Herz. Und wenn die Gestalt Europas nicht unser Innerstes wird, so ist die Gestalt nicht mehr da, und das Ende wäre das Schlachtfeld.

Prof. Hinderks entwickelte in seinem (dreistündigen) Vortrag — nach breiter historischer Darstellung der Formen der Freiheit — den Gedanken, daß Freiheit unlösbar mit Gnade verbunden ist. Denn die zeitlose Gnade des außerweltlichen Schöpfers ist es, die die spontane Leistung der Freiheit bewirkt. In und aus ihr wendet sich der Mensch selbst schaffend oder zerstörend dieser Welt zu oder von ihr ab. Wenn man sagen will, was aus der Freiheit wird, muß man fragen, was aus der Gottesidee und aus der Gnade wird. Seit sich der Mensch von dem überweltlichen Gott der Gnade und Güte losgelöst und sich selbst in den Mittelpunkt der Welt gestellt hat, bedroht uns die Verwilderung und Degradierung des Menschen durch die rein diesseitigen Ziele einer egalitären Gesellschaft mit all den Gefahren eines schließlichen Totalverlustes der Freiheit und des Humanen. So liegt die Rettung der Freiheit in der Rückkehr zum Glauben an Gott und an den göttlichen Sinn der Schöpfung.

Um die Verwirklichung der katholischen Universität in Salzburg

Außerer Höhepunkt der Hochschulwochen war wie in früheren Jahren der Festakt am Sonntag zwischen den beiden Vorlesungswochen. Die Festrede hielt der letzte Bundeskanzler Österreichs vor 1938, Dr. Kurt von Schuschnigg, derzeit Universitätsprofessor in St. Louis (USA), zum Thema „Die christlich-europäische Universität“. Anknüpfend an die harten Erfahrungen zweier Weltkriege und an Dostojewskijs „Schuld und Sühne“, dessen Hauptfigur Raskolnikow sich für einen Ausnahmemenschen hält, frei von den allgemeinen sittlichen Normen, doch dann durch die Frage des Untersuchungsrichters „Glauben Sie an Gott?“ die Dinge in einem anderen Lichte sehen muß, zeigte Schuschnigg, wie es die Funktion einer katholischen Universität ist, die Einheit des Grundes zu lehren, auf welchem Sittengesetz und Recht ruhen, und im Bereich der Wissenschaft die Frage nach Gott zu stellen. In einer freien Gesellschaft müsse es einen freien Wettbewerb in der Deutung der Welt geben. Darin liegt die Rechtfertigung für eine katholische Universität. Diese könnte auch ein Instrument der europäischen Integration sein. Schuschnigg wies auf die bedeutende Stellung der amerikanischen katholischen Universitäten hin. Auch sie stehen in einem harten materiellen Existenzkampf und müssen sich durch ihre Leistung rechtfertigen. Diese Leistung wird auch von der Gesellschaft honoriert, und viele Gelder stammen von nicht-katholischer Seite. Für eine katholische Universität in Mitteleuropa ist keine Stadt so geeignet wie Salzburg: durch ihre Grenzlage, ihre weiten Perspektiven, das Erlebnis der Schönheit und das einzigartige Vermögen, im „Jedermann“ die drei großen Sinnbilder: Mutter, Tod, Glaube, im Spiel darzustellen und somit andere Werte als die bloß intellektuellen nahezubringen. Das Schlußwort sprach Erzbischof Rohrer. Er nannte die Hochschulwochen eine universitas in nuce, betonte die Bedeutung einer katholischen Universität des deutschen

Sprachraumes in der Situation der Bedrohung vom Osten und richtete einen eindringlichen Appell an alle Bischöfe und katholischen Verbände in Österreich und Deutschland, das alte Anliegen zu verwirklichen.

Der Mensch in der Schöpfung und Offenbarung

Die zweite Woche hatte zum Thema das Menschenbild der Wissenschaft. Prof. Hans Hengstenberg, Bonn, versuchte in seiner Vorlesung „Gott — Schöpfung — Mensch“ das Wesen der menschlichen Schöpfertätigkeit durch Analyse der menschlichen Sinngebilde (z. B. Sprache), in welchen der Mensch echt schöpferisch tätig ist, zu erfassen und durch analoge Übertragung der Elemente menschlicher Schöpfertätigkeit auf Gottes Schaffen Aussagen über die Beziehung Gottes zu seiner Schöpfung zu gewinnen, wobei sich u. a. ergab, daß man auf dem Weg über die Sinngehalte gleich zum Begriff eines persönlichen Gottes kommt und nicht zu einem abstrakten ens a se. In Fortsetzung des theologischen Themas sprach Prof. Willibrord Hillmann OFM, Mönchen-Gladbach, über „Die theologische Denkform der neutestamentlichen Verkündigung“. Er zeigte, daß die einzelnen Begebenheiten und Aussagen des NT nicht isoliert von der Auferstehung Jesu betrachtet werden dürfen, denn in dieser ist die Stimme des Offenbarungshandelns Gottes enthalten und die endzeitliche Wirklichkeit Ereignis geworden: ewiges Leben, Verklärung, Fülle der Zeiten. In allem, was der Herr sagt oder tut, wird das endzeitliche Handeln Gottes sichtbar. Die Verbindung bestimmter Ereignisse des NT mit Schriftworten des AT werden alle erst rückschauend vom Ereignis der Auferstehung gewonnen. Bedeutsam für das Welt- und Menschenbild der Wissenschaft: daß die Erkenntnis Gottes über die von Zeugen verbürgten Tatsachen geht; daß die göttliche Offenbarung über die geschichtliche Überlieferung der Kirche uns hier und heute erreicht; daß die Geschichte Jesu den entscheidenden Faktor aller Geschichte enthüllt; daß uns das Wort Gottes das Heilshandeln Gottes in der Geschichte zu Gericht und Heil auch für unsere Tage und alle Zukunft verbürgt; daß die Welt des Menschen und der Mensch selbst der Raum der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes ist.

Die Aussagen der Biologie

Den Beitrag der Biologie gab Dozent Josef Freisling, Graz, „Das biologische Menschenbild“. Er ging von der Deszendenzlehre aus und hob zwei Tatsachen hervor: einmal die ziellosen Mutationen, wodurch die seltsamsten, aber selten zweckmäßige Formen entstehen, und die nachfolgende Selektion im Kampf ums Dasein, wodurch die wenig zweckmäßigen Formen wieder ausgemerzt werden; und andererseits die unwahrscheinliche Planmäßigkeit in der Formentwicklung im großen. Es gibt offensichtlich — nicht weiter ableitbare — regulative Faktoren, die Ganzheiten schaffen. Weitere Kapitel seiner Vorlesungen waren: Formgeschichte des Menschen; die Affenversuche (kein Affe zeigt eine Variation im Gebrauch von Werkzeugen, sein Verhalten ist deutlich verschieden von einem Verhalten aus Intelligenz); die Instinkte beim Tier und beim Menschen. Zum Schluß führte Freisling den Gedanken aus, daß der Mensch, im Besitz von Intelligenz, aber ohne klare Instinktführung, für seine Harmonisierung andere Direktiven braucht als nur die aus dem Biologischen kommenden (siehe die grauenhaften Konsequenzen des reinen Selektionsprinzips im

Kampf ums Dasein). Der gleichsam nach oben geöffnete Mensch wartet auf eine neue, eine absolute Sinnerfüllung. Die aber kann ihm nur von Gott gegeben werden. In der Liebe vollendet sich das Geschöpf Mensch, und vom Maß der Liebe wird auch die weitere Evolution der Menschheit abhängen.

Der Beitrag der Psychotherapie

Prof. Viktor *Frankl*, Wien, sprach über den „Beitrag der Psychotherapie zu unserem Menschenbild“. Er führte aus, daß die Auffassung des psychischen Lebens als eines Kräftespiels von Es, Ich und Über-Ich, wie es die Psychoanalyse Freuds lehrt, völlig außer acht läßt, daß es nicht nur Triebe gibt, sondern ein geistiges Leben in der Auseinandersetzung mit objektiven Werten, das eine ursprüngliche Gegebenheit ist. Im tiefsten ist dem Menschen nicht der Wille zur Lust und nicht der Wille zur Macht eingewurzelt, sondern der Wille zum Sinn. In unzähligen Fällen kann der Psychotherapeut heute feststellen, daß die Ursache einer Neurose die „Frustration“ im Lebenssinn ist. Die Langeweile gibt den Ärzten heute mehr zu schaffen als die Not, einschließlich der sexuellen Not. Der Arzt müsse imstande sein, den Patienten konkrete Möglichkeiten eines Lebenssinnes zu zeigen. Zur Frage Medizin und Weltanschauung sagte Prof. Frankl, daß es eine Enthaltung von jedem Werturteil und jedem weltanschaulichen Moment gar nicht gibt. Denn jede Psychotherapie bringt schon in ihrer Methode implizite ein Weltbild an den Patienten heran. Man müsse warnen vor einer Psychologie, die sich als eine „entlarvende“ versteht. Entlarven kann notwendig sein. Wo aber dem Psychologen nichts mehr heilig ist, steht hinter der Entlarvungstendenz eine Entwertungstendenz. Prof. Frankl betonte zum Schluß, daß er die Gefahr der Psychoanalyse um so deutlicher sehe, als er diesen Nihilismus in sich selbst habe überwinden müssen.

Das psycho-physische Problem

In der Vorlesung „Die Erforschung der physiologischen Grundlagen der psychischen Prozesse“ teilte Prof. Hans *Schaefer*, Heidelberg, eine Fülle sehr interessanter Forschungsergebnisse mit. (Vieles konnte er nur andeuten, manches überhaupt nicht behandeln.) Als Ergebnis faßte er zusammen: Psychisches setzt stets ein somatisches Substrat voraus; das, was der Theologe Seele nennt, kann mit dem, was als Psyche hier beschrieben wird, nicht identisch sein. Die psycho-physische Korrelation kann durch kein Modell verständlich gemacht werden. Es gibt keine Theorie der psychischen Prozesse von der Psychologie her. Bewußtsein entsteht nur, wenn hinreichend Ganglien in bestimmten „Erregungsmustern“ eingeschaltet sind. Bewußtsein hängt aber nicht nur von der Tätigkeit bestimmter Ganglien ab, weshalb eine atomistische Theorie des Bewußtseins durch die Tatsachen widerlegt ist. Unverstanden bleibt die Einheit des Bewußtseins. „Der Mensch kennt sich nicht selbst, weil er sich selbst nicht gemacht hat.“ An die Theologen richtete Prof. Schaefer den Appell, die Begriffe der Theologie sorgfältig auf ihre Grundlagen hin: Erfahrung, Logik, Offenbarung, zu überprüfen. Das sagte er im Anschluß an die Arbeitsgemeinschaft des Vortages, wo in großer Schärfe zutage getreten war, daß die Theologen und Naturwissenschaftler ganz verschiedene Sprachen sprechen, weshalb eine echte Auseinandersetzung schwierig ist.

Gabriel Marcel: Urerfahrungen wahren Menschentums

Wieder wie für die erste Woche können die dialogischen Arbeitsgemeinschaften, in denen die Themen der Hauptvorlesungen ergänzt und belebt wurden, in diesem Bericht bloß erwähnt werden. Vortragende waren die Professoren Hengstenberg, Hillmann, Frankl; Doz. Ernst Niedermayer, Innsbruck, Dr. Wilfried Daim, Wien, Doz. Albert Görres, Frankfurt, Dr. Friedrich v. Gagern, München, Dr. Petersohn, Mainz, Doz. August von Eiff, Bonn, Prof. Ludwig Berg, Mainz. Ein Vortrag aber muß noch hervorgehoben werden: Gabriel *Marcel* sprach über „Die existenziellen Urewahrheiten wahren Menschentums“. Solche Urewahrheiten seien das Erlebnis der menschlichen Zusammengehörigkeit, das Offensein für den anderen, was durch Vorurteile der Klasse und Rasse und eines überholten Nationalismus in gefährlicher Weise verdunkelt wird. Ferner das „*gaudium essendi*“; diese elementare Freude am Sein, die von den Philosophen der Angst völlig übersehen wird, und als Ausstrahlung dieser Freude die Hoffnung, die wieder von der Liebe nicht zu trennen ist. Und was den Glauben angeht, so fragte Gabriel Marcel, was aus den Menschen wohl werde in einer Welt, die den Tod Gottes proklamiert hat. Hier sei zu unterscheiden: der behauptete Atheismus könne manchmal der Antrieb zu einer neuen Entwicklung sein. Der gelebte Atheismus aber in hochzivilisierten und saturierten Ländern sei schlechthin ein Weg zum Tode.

Nach der letzten Vorlesung teilte der Obmann des Direktoriums der Hochschulwochen, Univ.-Prof. Dr. Thomas *Michels* OSB, mit, daß im nächsten Jahr die Hochschulwochen drei Wochen dauern, die Vorlesungen und Vorträge daher nicht so zusammengedrängt sein werden. Das Thema werde sein (in vorläufiger Formulierung) „Bund des Rechtes in den göttlichen und menschlichen Institutionen“.

Aus Rom, Süd- und Westeuropa

Die Aufgaben der katholischen Schule in der Welt Papst Pius XII. richtete an den III. Internationalen Kongreß der Weltunion katholischer Lehrer, der vom 28. August bis 1. September 1957 in Wien stattfand, eine Botschaft, in der er zu aktuellen Fragen der Schul- und Lehrerbildung Stellung nimmt. Einleitend würdigt er das Werk der Weltorganisation der katholischen Lehrer, das 1912 auf Initiative österreichischer Schulmänner gegründet wurde. Heute gehören ihm 40 nationale Lehrerverbände mit 320 000 Mitgliedern an. Das Schreiben fährt dann fort:

„Die letzten hundert und mehr Jahre sind erfüllt vom Ringen der Kirche um die katholische Erziehung und Schule ihrer Jugend. Wo Verfassung und Gesetz es den Katholiken überließen, sich ihre Schulen aus eigenen geistigen und finanziellen Kräften zu schaffen, haben sie weithin geradezu heroische Opfer für dieses Ziel gebracht. Inzwischen ist die Menschheit in das Zeitalter der Technik eingetreten. Diese ist zwar daran, Änderungen in der seelischen Struktur des Menschen herbeizuführen; aber am katholischen Erziehungsideal darf sie nicht rütteln. Es ist von pädagogischer Seite mit vollem Recht darauf hingewiesen worden, daß gegenüber jenen Änderungen, die, was das Triebleben angeht, auf übermäßige Hingabe an Sinneseindrücke bei Schrumpfung des verarbeitenden Denkens, übersteigerten Tätigkeitsdrang,

Neigung zu widerstandsloser, verantwortungsloser Anpassung hinauslaufen, die sittlich-religiöse Erziehung nunmehr sogar von noch größerer Bedeutung ist als Wissensvermittlung und Berufsbildung; daß gerade der Mensch im Zeitalter der Technik jener geschlossenen, einheitlichen, auf absoluter Wahrheit aufbauenden und Gott in den Mittelpunkt des Daseins stellenden Erziehung bedarf, wie sie nur der christliche Glaube, die katholische Kirche geben kann. Wir nehmen also unser altes Schulideal auch in die neue Zeit mit hinüber.

Mit in die neue Zeit nimmt die katholische Kirche aber auch das Ideal des katholischen Lehrers. Der Lehrer ist die Seele der Schule. Hier liegt der Grund, weshalb der Kirche an der Persönlichkeit des Lehrers und an der Lehrerbildung ebensoviel gelegen ist wie an der Schule selbst. Ist doch der echte katholische Lehrer das wesentlichste Element der katholischen Schule. Gleichviel, ob die Berufarbeit des katholischen Lehrers, der katholischen Lehrerin zum Laienapostolat im eigentlichen Sinn des Wortes gehört — seien Sie überzeugt, geliebte Söhne und Töchter: der katholische Lehrer, der fachlich, in Ausbildung und Hingabe, auf der Höhe seines Berufes steht, gleichzeitig aber auch von seinem katholischen Glauben tief überzeugt ist und ihn der ihm anvertrauten Jugend wie etwas Selbstverständliches, ihm zur zweiten Natur Gewordenes vorlebt, übt im Dienste Christi und seiner Kirche eine Tätigkeit aus, die dem besten Laienapostolat gleichkommt. Das gilt für den katholischen Lehrer an der katholischen — und fast noch mehr an der nicht-katholischen Schule.

Ihr Weltkongreß hat sich als Thema gewählt ‚Die Aufgaben des katholischen Lehrers im internationalen Leben‘. Sie werden in ernstesten Beratungen vieles zu besprechen haben. Wir möchten wenige, die katholische Erziehung und Schule angehende große Fragen und Aufgaben der gegenwärtigen Stunde nur andeutungsweise berühren:

In ganz Lateinamerika lautet gegenüber den tödlichen Gefahren, denen sich die katholische Kirche dort ausgesetzt sieht, eine der Forderungen: starke Vermehrung und tüchtige Berufsausbildung des katholischen Lehrpersonals; Förderung und Vervollkommnung, was katholischen Geist und was Leistung angeht, der höheren katholischen Schulen, aus denen Priesterberufe erwartet werden und denen es obliegt, für die anderen Berufe überzeugte katholische junge Menschen heranzubilden.

Was die katholische Erziehung und Schule in Asien angeht, so hat die Erste Asiatische Tagung für das Laienapostolat in Manila [vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 266 ff.] und gleicherweise für Afrika das Erste Treffen der Leiter des Laienapostolats in Kisubi (Uganda) [vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 158] wertvolle Richtlinien und Aufgaben herausgestellt. Auch hier Berufsausbildung katholischer Lehrer, die als Vorbild dienen können. Mädchenschule und Frauenbildung, Verhältnis des katholischen Lehrers zur kirchlichen Autorität; für Afrika noch besonders jenes zu den einheimischen staatlichen Behörden sowie das Verhalten des katholischen Lehrers gegenüber den neutralen, vom Staat gegründeten und ausschließlich zugelassenen Vereinen. In Kisubi wurde der gesunde, dem Subsidiaritätsprinzip ganz entsprechende Grundsatz aufgestellt: Der Staat lasse die Familie und die katholische Missionsschule gewähren, solange sie nicht seines Schutzes und der Ergän-

zung durch ihn bedürfen; die Schule ihrerseits sei darauf bedacht, gute Staatsbürger heranzubilden.

In Unserer Weihnachtsbotschaft vom 24. Dezember 1955 [vgl. Herder-Korrespondenz 10. Jhg., S. 175 ff.] kamen Wir, von der Sicherung des Weltfriedens handelnd, auf die Beziehungen Europas zu den jungen außereuropäischen Staaten zu sprechen. Diese, so führten Wir aus, sollten nicht vergessen, wieviel sie Europa verdanken; Europa aber möge weitherzig auch fürderhin die echten Werte, an denen es reich ist, jenen zur Verfügung stellen (AAS 48, 1956, pag. 39 s.). Was Wir dort sagten, können Sie etwas abgewandelt auch auf das Gebiet der Schule und Erziehung anwenden. Wir halten es aber für selbstverständlich, daß die Übernahme kultureller Werte von seiten jener jungen, vielleicht noch unterentwickelten Völker organisch vor sich gehe, also so, wie der lebendige Organismus das ihm Gebotene in sich aufnimmt und selbstständig verarbeitet: in dem Maß und in der Form, die den Verhältnissen des jungen Volks entsprechen, und immer so, daß mit der technischen, wirtschaftlichen und intellektuellen Entwicklung die seelisch-sittliche gleichen Schritt halte. Die auf Gott gerichtete Gesamtpersönlichkeit ist das Ziel echten Kulturaufbaues. Hier liegt die Aufgabe aller derer, die auf die seelische Entwicklung Einfluß zu nehmen imstande sind, also gerade des katholischen Lehrers und der katholischen Lehrerin.

Im Anschluß an das Thema Ihres Kongresses möchten Wir Ihr Augenmerk auf einen sehr einfachen, aber nahe liegenden Gedanken richten: Rundfunk, Film und Fernsehen — neben der zerstörenden Wirkung, die sie leider nicht selten ausüben — haben sicher das Gute, daß sie die Menschen über die Erde hin einander näherbringen, was das Wissen der einen um die anderen angeht, aber auch empfindungs- und gemütsmäßig. Der katholische Lehrer weiß diese Empfindungen zur Höhe ihres sittlichen Ziels emporzuheben. Er wird darauf hinweisen, daß auch jene weitab lebenden Menschen fühlen wie wir, daß auch sie Leistungen aufzuweisen haben und in manchem uns als Vorbild dienen können, vor allem aber, daß Gott auch ihr Schöpfer und Vater ist, daß auch sie in die Liebe und Erlösung Christi einbezogen und zu seiner Kirche berufen sind. So wird der junge Mensch bei allem berechtigten Stolz auf die Geschichte und die Leistungen des eigenen Volks und bei aller Liebe zur eigenen Heimat auch allen übrigen Völkern Achtung und Wohlwollen entgegenbringen. Welch gewaltige Kraft liegt in solcher Erziehung gegen den übersteigerten Nationalismus, dem jene Achtung und jenes Wohlwollen fehlen und der mit christlichem Denken unvereinbar ist! Auch hier erweist sich das Wirken Ihrer Schule als ein kostbarer Reflex der allumspannenden Einheit der katholischen Kirche . . .“

**Fragen zur
eucharistischen
Praxis**

In der italienischen Zeitschrift „Katholische Studien“ erteilte, wie NCWC-News Service aus Rom berichtet (12. 8. 57), Kardinal Ottaviani, der Pro-Sekretär des Heiligen Offiziums, Antwort auf mehrere Fragen bezüglich der neuen Erleichterungen beim Empfang der Eucharistie. Die wichtigste bezog sich darauf, ob nunmehr nach Einführung der Abendmesse die heilige Kommunion auch außerhalb der Messe am Abend gespendet werden dürfe, weil sie ja nach can. 867 CIC zu allen Zeiten ausgeteilt werden darf, während derer die heilige

Messe gefeiert wird. Ottaviani antwortete, daß die Abendmessen zu dem Zweck gestattet worden seien, um die Gläubigen zu vermehrtem Besuch der Messe anzuregen und diesen ihnen zu erleichtern. Dieser Zweck würde aber vereitelt werden, wenn die heilige Kommunion auch außerhalb der Messe zu jeder Zeit empfangen werden dürfte. Deshalb dürfe das Privileg der Abendmesse nicht so weit ausgelegt werden, daß damit auch die Spendung der Kommunion außerhalb der Messe zu jeder Tageszeit gestattet sei. Eine andere Frage bezog sich darauf, ob die Erlaubnis, innerhalb eines gewissen Zeitraums vor Empfang der Kommunion Getränke zu sich zu nehmen, auch für an sich feste Nahrung in verflüssigter Form gelte. Der Kardinal antwortete, daß Nahrungsmittel, die vor Genuß verflüssigt sind, im Sinne der kirchlichen Verordnung als Getränk gelten.

JOC-Enquete über die Religiosität der Arbeiterjugend Um für die Verhandlungen auf ihrem römischen Weltkongreß (vgl. ds. Heft, S. 24) eine Grundlage zu schaffen, hatte die Katholische Arbeiter-Jugend zuvor in den 80 Ländern, in denen sie sich betätigt, eine Erhebung über die Religiosität der jungen katholischen Arbeiter veranstaltet. Die Erhebung nach der Methode der repräsentativen Befragung hat in 30 Ländern zu verwertbaren Ergebnissen geführt, die vom Centre de Recherches socio-religieuses in Brüssel wissenschaftlich ausgewertet und dargestellt worden sind. Die Erhebung wollte der Aufgabe dienen, die Erfordernisse religiöser, apostolisch-missionarischer Bildungsarbeit an der Arbeiterjugend deutlicher und genauer zu bestimmen. In den Ergebnissen der Untersuchung bestätigen die folgenden abermals die entscheidende Bedeutung der Familienseelsorge und der geeigneten religiösen Unterweisung.

Die Bedeutung des Elternhauses

Die Enquete hat gezeigt, daß die religiöse Haltung der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen, soweit sie positiv ist, in einem direkten Verhältnis zur Religiosität des Elternhauses steht. 90 bis 95 % der jungen Menschen, die aus einer religiösen Familie kommen, bekennen sich zum Vorbild ihrer Eltern. Die jungen katholischen Arbeiter, die aus indifferenten katholischen Familien stammen, fühlen sich nur etwa zu einem Drittel noch der Kirche verbunden. Lenkt man den Blick auf diejenigen, die sich der Kirche entfremdet haben, dann zeigt sich, daß es zwei Epochen im jugendlichen Leben gibt, die besonderer Sorge bedürfen. Die erste ist das Jahr nach der Erstkommunion und die zweite das erste Jahr nach der Schulentlassung und dem Eintritt ins Berufsleben. Das Jahr nach der Erstkommunion ist ganz besonders gefährlich für die Kinder, die in einer religiös gleichgültigen Familie aufwachsen, die Eltern zeigen jetzt kein Interesse mehr, und das Kind ist noch zu schwach, um sein religiöses Leben aus eigenen Kräften zu erhalten. Besonders in den lateinischen Ländern bringt dieses Lebensjahr in vielen Fällen den Abschied von der Kirche.

Aber die Enquete zeigt auch, daß die Familie für sich allein selbst unter den günstigsten Umständen ihren Kindern mehr an religiösen Gewohnheiten als an Überzeugungen mitgibt. Daher die Krise im ersten Jahr des Berufslebens, in dem die jungen Menschen anfangen, sich ihrer Selbständigkeit bewußt zu werden. Jetzt trägt nicht

mehr die Gewohnheit, sondern fast nur noch die Überzeugung. Es stellt sich z. B. heraus, daß zahlreiche junge Menschen, die regelmäßig zur Kommunion gegangen sind und sogar noch an dieser Gewohnheit festhalten, nicht wirklich überzeugt sind von der Offenbarung, die im 6. Kapitel des Johannesevangeliums enthalten ist. In diesem Zusammenhang hat man festgestellt, daß die Praxis des regelmäßigen Sakramentenempfanges, wie sie in allen katholischen Erziehungsanstalten gepflegt wird, nicht genug in die Tiefe geht. Und was von der Kommunionpraxis gesagt wird, gilt für alle anderen Formen religiöser Übung. In irgendeinem Moment seines Lebens empfinden die Jugendlichen plötzlich, daß die Bräuche des Elternhauses leere Gesten sind, da die Eltern nicht imstande waren oder es aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit versäumt haben, die Kinder auf den Zusammenhang des familiären religiösen Brauchtums mit den Wahrheiten und Überzeugungen des Glaubens hinzuweisen und diesen Zusammenhang ihnen einzuprägen. So haben die Kinder nie den Sinn der Mysterien von ihren Eltern erfahren, sie erscheinen ihnen als ein Bestandteil des elterlichen Milieus, von dem sie sich nun allmählich loslösen.

Der Einfluß der Schule

Von der Schule geht nach den Eindrücken, die die Enquete vermittelt, ein größerer Einfluß auf das zukünftige Leben der jungen Arbeiter aus, als man gefühlsmäßig vermutet. Der Religionsunterricht und erst recht ein christliches Schulklima bringen es in der Regel mindestens fertig, die religiöse Krise der Jugendlichen in ein etwas reiferes Alter hinauszuschieben, wenn auch nicht, sie zu verhindern. Die Schule übt einen um so günstigeren Einfluß aus, je länger sie andauert. Die Jugendlichen sind religiös um so gefährdeter, je früher das Berufs- und Arbeitsleben sie ausschließlich beschlagnahmt. Religiöser Einfluß in der Berufsschule, namentlich der qualifizierteren jungen Arbeiter, ist von großer Bedeutung.

Mangel an Wissen

Über den Zusammenhang zwischen religiöser Praxis und überzeugter Gläubigkeit lassen sich schwerlich allgemeingültige Aussagen machen. Es gibt sowohl die Gruppe der nicht oder nicht regelmäßig praktizierenden, aber gläubigen jungen Arbeiter wie die der religiös praktizierenden, jedoch in ihren Überzeugungen recht oberflächlichen und unsicheren. Immerhin scheint es so, als ob diese letzteren dem Glauben eher verbunden bleiben als die ersten. Namentlich in ihrem gefühlsmäßigen Verhältnis zur Kirche und deren Amtsträgern sind sie weniger gefährdet. Auch in ihren Urteilen über Fragen der Sittlichkeit und des Lebens zeigen sie mehr Verbundenheit mit dem Urteil und der Lehre der Kirche.

Die Enquete hat von neuem den schon so oft beklagten erschreckenden Mangel an religiösem Wissen bei der katholischen Jugend enthüllt. Sie hat erstaunliche Widersprüche in deren religiöser Vorstellungswelt zutage gebracht. Es gibt Jugendliche, die zwar an die Auferstehung Christi glauben, aber das Jenseits leugnen oder die zwar an den Himmel glauben, aber nicht an die Hölle. Abgesehen vom Nichtwissen zeugen viele Antworten von großer Unbeholfenheit im Durchdenken religiöser oder biblischer Wahrheiten.

Besonders auffällig ist es, daß eine so zentrale Wahrheit des Lebens, wie es die Notwendigkeit und der Sinn des Empfanges der heiligen Kommunion ist, von einem großen Teil der Jugendlichen nicht erfaßt wird. Man anerkennt die Pflicht zum Besuch der Messe, weil sie nun einmal verpflichtend von der Kirche vorgeschrieben wird. Aber selbst unter denen, die sich zu dieser Pflicht bekennen, sind nicht wenige, die fast nie oder nie zu den Sakramenten gehen. Auch die Zweifel an der göttlichen Vorschrift und dem Wert des Bußsakramentes sind weit verbreitet.

Die christliche Botschaft ist nicht ins Innere gedrungen

Die Motive des religiösen Lebens sind weitgehend natürlicher Art. Es wird bestimmt von Furcht und Hoffnung, letztere vielfach recht irdischer Art. Die Neigung zum Aberglauben hält damit Schritt. So offenbart sich eine betrübende Leere in den jugendlichen Seelen, wenigstens wenn man christliche Maßstäbe an sie legt. Die christliche Botschaft ist nicht so in ihr Inneres gedrungen, daß sie zur bildenden Kraft des gesamten Lebens geworden wäre. Man lebt eher von einigen Reminiszenzen des religiösen Unterrichts und einer primitiven Religiosität der menschlichen Psyche. Eine Folge davon ist die Unfähigkeit, die Vorkommnisse und Werte des irdischen Lebens nach den Maßstäben christlichen Glaubens zu beurteilen. Das gilt vor allem für Probleme des Liebeslebens und der Ehe, der sozialen und politischen Welt. Unter den praktizierenden Jugendlichen würden sich z. B. sehr erhebliche Teile nichts daraus machen, eine kirchlich ungültige Ehe einzugehen. Moderne Lebensauffassungen üben einen äußerst nachhaltigen Einfluß auch auf den gläubigen Teil der Arbeiterjugend aus. Andererseits zeugen viele Antworten für ein bedeutendes Maß von persönlichem Edelmüt und von Opferbereitschaft. Jedoch sind die Jugendlichen eher geneigt zur Hilfe von Mensch zu Mensch und in der individuellen Situation als zur Mitarbeit an den herkömmlichen Institutionen und Organisationen mitmenschlicher Beziehungen.

Die Verallgemeinerungen, die der Bericht über die Enquete in seiner Zusammenfassung vornimmt, bestätigen mehr die Erfahrungen der Jugendseelsorger, als daß sie wesentliche neue Erkenntnisse erbringen. Sie sind außerdem, wie alle Verallgemeinerungen, der Korrektur durch die sehr differenzierten Verhältnisse in den einzelnen Ländern bedürftig. Das ergibt sich, wenn man die Berichte liest, die die Enquete über die verschiedenen Staaten und Völker aus allen Erdteilen zusammengetragen hat. Dennoch läßt sich sagen, daß die religiösen Probleme und die religiöse Situation der Arbeiterjugend über die ganze Erde hin eine gewisse Ähnlichkeit zeigen, die in den allgemeinen Aussagen des Berichts treffend skizziert zu sein scheint.

21 Jahre „Signo“ — und ein Gerichtsverfahren Das offizielle Hauptorgan der katholischen Jugend Spaniens, „Signo“, ist — wie es seinen Jubiläumsartikel überschrieb — „volljährig“ geworden. Es hat damit eine längere Geschichte als die meisten anderen kirchlichen Zeitschriften, die erst nach dem Bürgerkrieg erstanden. Die erste Nummer verkauften schreiende Zeitungsjungen am 6. Juni 1936. Sechs Wochen später wurde der monarchistische Abgeordnete Calvo Sotelo ermordet, und mit

der militärischen Erhebung von vier Generalen (unter ihnen Franco) begann der spanische Bürgerkrieg. Zweieinhalb Jahre lang erschütterten beiderseitige Greuel das Land; fast siebentausend Priester, dreizehn Bischöfe und zehntausend Kirchen fielen dem roten Terror zum Opfer.

In dieser Zeit war der „Signo“ das meistgelesene Blatt Spaniens. 1938 war eine Auflage von 80 000 erreicht, obwohl noch die Hälfte des Landes von den Roten besetzt war. Das Blatt erschien im kleinen Zeitschriftenformat pünktlich vierzehntäglich.

1940 war für Spanien ein wieder halbwegs friedensähnlicher Zustand zurückgekehrt. Die Redaktion zog um in das Haus der Katholischen Jugend in der Calle de Conde Xiquena 5 in Madrid. Das Blatt wurde auf wöchentliche Erscheinungsweise und auf Zeitungsformat umgestellt. Freilich war auch die Auflage gewaltig heruntergesunken. Der Preis eines Exemplars — dies ein Beispiel für die inflationäre Entwicklung in Spanien — ist seit 1940 auf das Zehnfache angestiegen und liegt jetzt bei 2 Peseten (offiziell gleich 20 Pfennige). Die Auflage beträgt heute knapp 25 000 — aber auch das ist für Spanien sehr beachtlich. Eine große Werbekampagne konnte im Jahr 1957 einige tausend Bezieher hinzugewinnen.

Der „Signo“ bietet sich heute mit wöchentlich 12 Seiten in moderner und gediegener Gestaltung dar. Um nur ein Beispiel zu nennen, das zumindest für Spanien ungewöhnlich ist: die Osterausgabe 1957 trug neben einem ganzseitigen Auferstehungsbild ein Gedicht von Rilke. Der Druck ist zweifarbig, die zahlreichen Illustrationen reichen von der Politik über neue Erfindungen bis zu Filmschauspielerinnen. Die Textbeiträge sind kurz, konkret und ganz auf die Heranbildung eines aktiven Laienapostolates abgestellt. Soziale, politische und populärwissenschaftliche Themen stehen dabei hinter der systematischen religiösen Formung nicht zurück. Der „Signo“ darf nicht nur als internationales Musterbeispiel einer katholischen Jugendzeitschrift, sondern zugleich als eines der wichtigsten Informationsorgane über Spanien gelten.

„Beleidigung des Staatschefs“

Das Jubiläum des „Signo“ verlief nicht ausschließlich erfreulich. Wie wir seinerzeit berichteten (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 503 ff.), gab General Franco im Mai 1957 ein Interview für die katholische Presse der Welt, in dem er seine Auffassung u. a. über die soziale Entwicklung Spaniens darlegte. Gegen diese Stellungnahme veröffentlichte „Signo“ am 22. Juni, eine Woche vor der Jubiläumsnummer, einen außerordentlich scharfen Kommentar (vgl. 11. Jhg., S. 507 f.). Lippenbekenntnisse seien ohne jeden Wert, wenn sie nicht in radikalem Umfang von sozialen Taten begleitet würden. Den Kommunismus bekämpfe man nicht durch staatliche Unterdrückung, sondern besser durch die Respektierung der menschlichen Grundrechte. Deren Verwirklichung dürfe in Spanien nicht mehr länger aufgeschoben werden. Eine ehrliche Analyse müsse hier von einer Krise des Systems und seiner Führer sprechen.

Wie zu befürchten war, ist diese innerhalb Spaniens bisher schärfste öffentliche Kritik des Franco-Regimes nicht ohne Folgen geblieben. Der Herausgeber des „Signo“, Alfonso Prieto, wurde seines Postens enthoben und wegen „Beleidigung des Staatschefs“ angeklagt. Er wird sich demnächst vor einem ordentlichen Gericht zu verantwor-

ten haben. Ein neuer Herausgeber ist noch nicht ernannt; als wahrscheinlicher Nachfolger gilt Enrique Pastor, der vor Prieto bereits Herausgeber war. Die spanische Kirche hat sich von dem strittigen Kommentar nicht distanziert. Eine Meldung, die im Anschluß an diesen Vorfall aus der KIPA (22. 7. 57) in die katholische Presse ging und von einer „Beschlagnahme“ des Blattes sprach, entspricht nicht den Tatsachen. In einer nachfolgenden Nummer des „Signo“ hatte es nur eine Verspätung von einigen Tagen gegeben, weil die staatliche Zensur einige Beiträge zurückgewiesen hatte. Wie der Kommentar zum Franco-Interview die Zensur passieren oder umgehen konnte und welche Folgen die Veröffentlichung bei der Zensurstelle hatte, wird natürlich nicht bekannt. — Die Meldung der KIPA war noch weiter dadurch irreführend, daß sie die Bemerkung anfügte: „Das Organ der Katholischen Aktion Spaniens, ‚Ecclesia‘, hatte dieses Interview gar nicht erwähnt.“ So wurde die Auffassung hervorgerufen, als handle es sich beim „Signo“ um einen ausgesprochenen Außenseiter, der mit der Meinung der spanischen Kirche nichts zu tun habe. In Wirklichkeit hatte die „Ecclesia“ einen ausführlichen Leitartikel zum Interview gebracht (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 507), und es sollte sich allmählich herumgesprochen haben, daß es sich in den sozialen Stellungnahmen der verschiedenen kirchlichen Organe in Spanien um kaum mehr als um sprachliche Nuancen handelt.

Krise in der katholischen Arbeiterbewegung

Die Beziehungen zwischen Kirche und Staat auf sozialem Gebiet stehen auch sonst nicht sonderlich gut. Ein einflußreicher Teil der spanischen Syndikate und der führenden Kreise des Regimes bestreiten der katholischen Arbeiterbewegung ihre Existenzberechtigung, da deren Aufgabe durch die Syndikate selbst viel besser erfüllt werde. (Die spanischen „Gewerkschaften“ haben ja sogar auf allen Ebenen geistliche Beiräte; in einem Brief an den Bischof von León als den obersten geistlichen Beirat der gesamten Syndikate hat der Papst deren Tätigkeit kürzlich gewürdigt.) Nach der Argumentation von staatlicher spanischer Seite sollte sich die katholische Arbeiterbewegung ausschließlich auf den pastoralen Bereich beschränken und sich nicht um Sozialpolitik kümmern. Aus diesen und gewissen internen Gründen, über die Näheres nicht zu erfahren war, herrscht zur Zeit in der Katholischen Aktion der Arbeiter (HOAC) eine schwere Krise. Das „Mitteilungsblatt für die Kämpfer der HOAC“ hat am 11. April 1957 sein Erscheinen eingestellt, angeblich nach einer persönlichen Intervention des Informationsministers beim Kardinalprimas.

Der kirchliche Sinn. Mehrmals in den letzten Jahren haben Hirtenamtliche Weisungen der französischen Bischöfe ein bestimmtes Feld der Seelsorge in systematischer Form, jedoch unter

dem Gesichtspunkt der Aktualität, hirtenamtliche Weisungen gegeben haben. Das neueste dieser Direktorien betrifft das Verhältnis der Gläubigen zur Kirche. Der Form nach ist es ein „Rapport doctrinal“ (Bourges-Paris, éd. Tardy, 1957), den der Erzbischof von Bourges, Joseph Lefèbvre, der Bischofsversammlung am 30. April 1957 erstattet hat, an dessen Ausarbeitung aber alle Bischöfe beteiligt waren und den sie auf ihrer Versammlung gebil-

ligt und zur Veröffentlichung bestimmt haben. Der Bericht analysiert die Gesichtspunkte und Schwierigkeiten, die für das innere Verhältnis der Gläubigen zur Kirche in unseren Tagen maßgebend oder bedeutsam sind, und ruft gewisse Glaubenswahrheiten in Erinnerung, die in Gefahr sind, verdunkelt zu werden, und die deshalb den Gläubigen von den Seelsorgern besonders nahegebracht werden müssen. Es handelt sich also in diesem Bericht hauptsächlich um eine Orientierung für das Glaubensbewußtsein. Doch wird gleich zu Anfang darauf hingewiesen, wie sehr das Glaubensdenken auch auf das Leben der Gläubigen Einfluß hat.

Die Wurzeln des Geistes unserer Zeit

Das Verhältnis der Gläubigen zur Kirche kann, wie der Bericht sagt, nicht in sich selbst erschöpfend behandelt und gestaltet werden. „Um Sinn für die Kirche zu haben, muß man Sinn für Gott haben.“ Die Glaubensschwierigkeiten gegenüber der Kirche haben eine tiefere Wurzel. Das Verhältnis zu Gott wird in unserer Zeit durch eine Anzahl geistiger Strömungen beeinflusst. Unter diesen Strömungen ist zunächst zu nennen der Glaube an eine unaufhörliche Entwicklung und einen kontinuierlichen Fortschritt, die alle Erkenntnisse und Wahrheiten relativieren. Die Technik scheint alle Probleme des Lebens zu lösen und Gott praktisch überflüssig zu machen. Außerdem stumpft sie den Sinn für das Geistige und Übernatürliche ab.

Auch das alte Übel des Rationalismus wirkt in unseren Tagen nach. Er macht die Menschen unempfänglich für eine Wirklichkeit, die jenseits des Natürlichen liegt. Das Übernatürliche wird als etwas dem Menschen Fremdes, Außerliches und Überflüssiges empfunden, nicht aber als seine eigentliche Vollendung.

Auch der Existentialismus beeinflusst das moderne Lebensgefühl. Der Mensch fühlt sich vereinsamt in einer undurchsichtigen, ja sinnlosen Welt. In autonomer Freiheit setzt er sich seine Lebenszwecke selbst. Mit dieser Entscheidung bestimmt er zugleich, was für ihn gut und böse ist. Eine objektiv gegebene Ordnung erkennt er nicht mehr an.

Der Marxismus wirkt wenigstens insofern allgemein auf unsere Zeit ein, als er die Tendenz zur Überbetonung der materiellen Werte steigert und die Ideologie vom Primat der Wirtschaft fördert. Diese philosophischen Störungen schaffen das Klima, in dem das Glaubensbewußtsein der Christen unserer Tage lebt und atmet.

Die Bischöfe heben hervor, daß der französische Katholizismus erfreuliche Beweise religiösen Lebens gibt. Das christliche Denken hat an Einfluß auf die Nation gewonnen. Der Klerus arbeitet vorbildlich. Es gibt eine Elite von Laien, wie sie die Kirchengeschichte nicht oft gesehen hat. Dennoch werden auch die Katholiken, Priester und Laien, durch den Zeitgeist gefährdet.

Die Erschlaffung des Glaubens an Gott

Der tiefste Grund für alle Schwankungen und Hemmungen des Glaubensbewußtseins liegt nach Auffassung der Bischöfe in der Erschlaffung des Glaubens an Gott und in einer Verfälschung des Gottesbegriffs. Das Gefühl für die absolute Hoheit, Autorität und die Rechte Gottes ist geschwächt. Allzu viele betrachten Gott entweder als ihren Dienstmann oder glauben doch wenigstens, Gott gegenüber eine gewisse Autonomie zu haben. Der Mensch nimmt sich selbst wichtiger als Gott.

Mit dem „Sinn für Gott“ schwindet selbstverständlich auch der Sinn für den Ernst der Sünde. Gewiß ziehen die Christen die Existenz und Autorität Gottes nicht förmlich in Zweifel. Aber sie verbannen ihn in einen fernen Himmel und entfernen ihn so aus dem täglichen Leben. Das Wort „Sünde“ macht keinen Eindruck mehr. Unter dem Einfluß marxistischer und evolutionistischer Gedanken sowie halbverstandener psychoanalytischer Thesen tritt an die Stelle des Begriffs der persönlichen Sünde im modernen Bewußtsein mehr und mehr der Begriff der Kollektivschuld oder des Kollektivschicksals. Die Sünde wird als etwas mit dem Menschenleben selbstverständlich Verbundenes empfunden. Was den Gedanken einer ewigen Strafe betrifft, kann man beinahe von einem Komplott des Schweigens sprechen. Mindestens wird der Begriff der Ewigkeit relativiert. So verliert das Bußsakrament als Grundlage der persönlichen Beziehung zu Gott und diese selbst an Bedeutung im christlichen Leben. Es gilt als das Wichtigere, daß die Christen ihren Beitrag zur Überwindung des irdischen Kollektivschicksals der Menschen leisten. Sie müßten sich, so sagt man gern, ihrer Zeit inkarnieren. Inkarnation ist geradezu ein Modewort geworden, und es besteht Gefahr, daß man die transzendente Bedeutung der heilsgeschichtlichen Inkarnation darüber vergißt.

Der moderne Humanismus

Unsere Christen sind fasziniert von der Idee eines christlichen Humanismus. Aber sie vergessen vielfach, daß dieser Humanismus erst in der Übernatur vollendet wird. Man kann geradezu von einer Idolatrie des humanen Fortschritts sprechen, der sich selbst genügt und für die übernatürlichen Werte keinen Raum hat.

Dieser Naturalismus durchdringt das Denken und das Handeln. Wozu soll man beten? Was man heute noch erbeten muß, wird der Mensch morgen mit eigenen Kräften schaffen. Die christliche Tugend der Hoffnung tritt in den Hintergrund. Man glaubt zwar an das Reich Gottes und seine Vollendung im Himmel, aber dieser Glaube entwickelt sich nicht eigentlich zu einer lebendigen Hoffnung und Erwartung, wie sie in den paulinischen Schriften so stark hervortritt. Man ist weit mehr interessiert am Aufbau des irdischen Gottesreiches mittels menschlich-natürlicher Organisation und Aktion. Darum gelten jene Werte und Ratschläge des Evangeliums, die die Vergänglichkeit unserer Welt zur Voraussetzung haben, nicht eben viel.

In der christlichen Aktion gewinnt man bisweilen den Eindruck, als versuchten die Christen, in Konkurrenz mit den Marxisten zu treten, um den Menschen eine Erlösung zu bringen, die nicht die heilsgeschichtliche ist. Dann aber ist Christentum nichts weiter als eine Form des Humanismus neben vielen anderen, und es könnte sein, daß der Marxismus die größere Anziehungskraft hat.

Man muß unsere Zeit an das Wort des Evangeliums erinnern: „Suchet zuerst das Reich Gottes...“ (Matth. 6, 33). Man kann aus dem Reich Gottes weder eine Verwaltung noch eine menschliche Organisation noch einen Gegenstand der Propaganda machen wollen. Sowenig man Gott in den Dienst des Menschen zwingen kann, so wenig kann man die Kirche in den Dienst eines menschlichen Ideals zwingen und sie mit den Maßstäben seines irdischen Ideales messen wollen.

Die Christen vor dem Lehramt der Kirche

Das gilt zum Beispiel für die Einstellung vieler Christen gegenüber den Äußerungen des kirchlichen Lehramtes. Man liest die Dokumente der Päpste und Bischöfe häufig nicht, um sich aufklären zu lassen oder seine eigenen Ansichten zu berichtigen, sondern um seine persönliche Meinung darin bestätigt zu finden: Ich habe recht... der Papst sagt es auch. Man benutzt die Lehren der Kirche gern zur Rechtfertigung seiner politischen, wirtschaftlichen oder sozialen Ansichten, als ginge es der Kirche um die Verwirklichung eines irdischen Messianismus und nicht um das Reich Gottes. Aber auch der entgegengesetzte Irrtum ist zu finden, der Irrtum eines christlichen Eschatologismus, der die Welt sich selbst überlassen will, sich in die Innerlichkeit flüchtet und die Religion vom Leben trennt.

Auf das religiöse Denken angewendet, gewinnt der moderne Fortschrittsglaube zuweilen das Gepräge einer wahren Sucht nach Neuerungen. Was neu ist, gilt schon darum als wahr oder richtig.

Der Glaube an die Kirche bedarf einer Reinigung von den allzu menschlichen Vorstellungen und Erwartungen, in denen er sich ausdrückt. Sie sind die Ursache für ein gewisses Unbehagen, das viele Katholiken gegenüber der Kirche empfinden. Es fehlt diesen Gläubigen, wie ein Bischof es ausdrückt, „an einer umfassenden dogmatischen und geistlichen Gesamtvorstellung vom göttlichen Heilsplan“. Darum haben sie nicht das richtige Verständnis davon, daß sich in der sichtbaren Kirche, ihrer Lehrgewalt, ihrem Priestertum und ihrem Hirtenamt der Leib Christi aufbaut. Sie kommen von der Auffassung nicht los, daß die Kirche eine rein menschliche Organisation sei, die sich wie jede menschliche Organisation einer Prüfung ihrer Zweckmäßigkeit und Zeitgemäßheit unterwerfen und Kritik gefallen lassen müsse. Sie messen auch die Amtsträger der Kirche allzu einseitig mit den Maßstäben, die für menschliche Funktionäre gelten. Sie vergleichen die Wirkkraft der Kirche mit derjenigen anderer Organisationen und Bewegungen, wobei ihnen häufig allein die soziale und humanitäre Leistung als Vergleichsmaßstab dient.

Aus Vergleichen solcher Art zieht die Kritiksucht gegenüber der Kirche mit Vorliebe ihre Nahrung. Das Gefühl für den eigentümlichen Charakter der kirchlichen Autorität droht sich zu zersetzen: „Man versteigt sich zu einem ausschweifenden Kult, ja zu einer Art von Fetischismus der Freiheit.“ Die Lehren und Weisungen der Kirche werden betrachtet wie eine Ansicht unter anderen. Gewiß fügt man sich der Kirche, weil man sich nicht von ihr trennen will, nicht aber in einem aufrichtigen Glaubensgehorsam. Man verwischt gern den wichtigen Unterschied zwischen dem Lehramt und der Theologie. Man findet neuartige Äußerungen von Theologen interessanter als die der Hierarchie und gerät in Erregung, wenn diese gewagte Behauptungen von Theologen richtigstellt. Man versteht nicht, daß der persönliche Glaube und die Glaubenserkenntnis von der Fügsamkeit gegen die Kirche nur gewinnen können.

„Mündiges Christentum“

Der Begriff „mündiges Christentum“ bedeutet in seinem authentischen christlichen Sinn soviel wie personaler Glaube. Er darf nicht als Autonomie verstanden werden.

Freilich haben die Christen eine gewisse Freiheit in ihren irdischen Entscheidungen. Das enthebt sie aber nicht der Verpflichtung, ihre persönlichen Ansichten darauf zu prüfen, ob sie mit dem Geist der Lehre der Kirche übereinstimmen. Man gesteht der Kirche zwar zu, daß sie Dogmen und Grundsätze zu verkündigen habe, aber sträubt sich häufig dagegen, daß sie diese Grundsätze auch auf konkrete Probleme anwendet, weil das Sache des mündigen Gewissens sei. „Das Hirtenamt ist aber nicht ein Schutz für Kinder, sondern die wirksame Leitung der Erwachsenen im Hinblick auf das Gemeinwohl.“ Wir leben in einer Zeit, die für jede Weisung eine rationale Begründung fordert. Diese Forderung verkennt, daß das kirchliche Lehramt göttliche Offenbarungen wiedergibt und auslegt.

Man begegnet der Tendenz, kirchliche Lehren dadurch zu relativieren, daß man sie als zeitbedingt hinstellt und einen Gegensatz zwischen „Lehre“ und „Leben“, zwischen hierarchischer und lebendiger Kirche, zwischen Hirtenamt und prophetischem Amt konstruiert. Dieser Vitalismus, so bemerkt einer der Bischöfe, neigt dazu, die inhaltliche Substanz unseres Glaubens so sehr auf ein Minimum zu beschränken, daß der katholische Glaubensbegriff selbst dadurch gefährdet wird. Man schweigt gewisse Wahrheiten einfach tot, man gibt anderen eine Auslegung, die sich dem Zeitgeist anpaßt, oder eine einseitige Bevorzugung. Eine Studentin sagte: „Der Priester meines Geschmacks ist Franziskus. Für ihn ist es genug zu lieben. Es gibt keine Doktrin. Es gibt Wahrheit in jeder Religion.“

Es ist wahr, daß die sichtbare Kirche mit der unsichtbaren Schar derer, die zum Reiche Gottes gehören, nicht einfach identisch ist. Das Axiom „Extra Ecclesiam nulla salus“ muß richtig verstanden werden. Man neigt aber heute dazu, aus einer Unterscheidung einen Gegensatz zu machen. Die unsichtbare Kirche, die Kirche der Liebe, wird in Gegensatz gestellt zur sichtbaren Kirche der Gläubigen, die nicht so ideal sind, wie sie es sein sollten, und die deshalb für nichts geachtet werden.

Caritas ist nicht Philanthropie

In diesem Zusammenhang weist das Dokument der französischen Bischöfe auf eine immer mehr um sich greifende Vereinseitigung und Verfälschung des Begriffes der christlichen Liebe hin. Dieser Begriff wird in eine gefährliche Nähe gerückt zu den Begriffen menschlicher Sympathie, materieller Wohltätigkeit und philanthropischer Gesinnung. „Kommt es nicht daher, daß man mitunter die Caritas der Kommunisten mit der Caritas der Christen vergleicht und jener den Vorzug gibt? Man hat einfach vergessen, daß die Caritas zuerst und wesentlich darin besteht, daß man von ganzem Herzen Gott liebt und daß man den Nächsten im Hinblick auf Gott zu lieben hat.“ Man verengt den Begriff der Liebe auf das Almosen und die persönliche Dienstbereitschaft und vergißt, daß auch der Gehorsam gegenüber einer Institution, gegenüber der Kirche, eine Haltung der Liebe ist. Man vergißt außerdem, daß die größte Liebe gegenüber dem Nächsten darin besteht, ihn zu Gott und zu seinem Heil zu führen. Augustinus formulierte das paradoxe Wort: „Herr, gib meiner Seele die Milde deiner Liebe, damit nicht über meine Liebe zur Wahrheit die Wahrheit meiner Liebe verlorengeht.“ Heute muß man umgekehrt formulieren: „Herr, sende dein Licht in meinen Geist, damit nicht über

der Sorge für die Wahrheit der Liebe unsere Liebe zur Wahrheit verlorengeht.“ „Wir werden manchmal Zeuge, wie unter dem Vorwand der Liebe die Wahrheit selbst fundamentaler Dogmen verfälscht wird.“

In ihrer Einstellung zum Priesteramt der Kirche neigen viele Gläubige dazu, den Unterschied zwischen dem allgemeinen Priestertum und dem Weihepriestertum zu verwischen. Man spricht von einer Theologie des Laientums: „Eine der Grundthesen dieser Theorie sollte lauten: „Die einfachen Gläubigen besitzen durch die Taufe ein gewisses Priestertum, das wahrhaft und ehrwürdig ist, dennoch aber nicht nur dem Grade, sondern auch dem Wesen nach vom eigentlichen Priestertum unterschieden ist.““

Spiritualisierung der Kirche

Der Geist unserer Zeit trägt ein säkularistisches Gepräge. Er unterscheidet scharf zwischen der geistlichen und der zeitlichen Sphäre. Die zeitliche ist ihm wichtiger. Das geht so weit, daß das Geistlich-Übernatürliche extrem spiritualisiert, um nicht zu sagen verflüchtigt wird. „Manche Leute möchten die Kirche ganz und gar vergeistigen, in einem Maß, daß sie auf eine verkörperte Autorität und ein verkörpertes Lehramt verzichten würden. Und im Gegensatz dazu möchten sie die Christen in der irdischen Gesellschaft inkarniert sehen in einem Maß, daß die göttliche Substanz dabei verlorengeht.“ Man weiß zwar, daß die Kirche sich der Welt nicht voll anschließen kann. Aber man möchte ihren Nonkonformismus ganz auf das Innerliche beschränken. Aber wie kann man der Welt von Christus Zeugnis geben, wenn man das Übernatürliche verschweigt? Ein Bischof schrieb: Das Zeugnis hat seine Kraft verloren. Im Neuen Testament ist der Zeuge Zeuge für Christus. Heute bezeugt man eine Idee, eine persönliche Einstellung. „Im Prinzip vom Übernatürlichen schweigen heißt gegen das Übernatürliche Zeugnis geben.“ Dieser Irrtum kleidet sich gern in die Form der Behauptung, daß die zunehmende Laisierung eine geschichtliche Konsequenz der Unterscheidung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt sei und daß die Kirche der Zukunft sich aller kulturellen Aufgaben entledigen müsse, um sich ausschließlich ihrer geistlichen Mission zu widmen. Im Geiste dieses Irrtums bekämpft man alle institutionellen Beziehungen zwischen der Kirche und der Welt, wie sie zum Beispiel in der konfessionellen Schule oder in kirchlichen caritativen Werken bis zu unserer Zeit erhalten geblieben sind.

Am Schluß ihres Schreibens heben die Bischöfe noch einmal hervor, daß ihre Analyse des Glaubensbewußtseins unserer Zeit nicht zum Pessimismus verleiten will. Sie sind der Überzeugung, daß der gläubige Sinn des überwiegenden Teiles der Katholiken nur des Hinweises auf die Gefahren des Zeitgeistes bedarf, um seine Sicherheit in der Ergebenheit gegenüber der Kirche wiederzugewinnen.

Keine Restauration

In einem besonders auf die Richtungs- und Meinungsgegensätze im französischen Katholizismus abgestimmten Kommentar zu dem Hirtenwort des Episkopates weist R. Rouquette SJ (in den „Etudes“, Juli/August 1957, S. 117) vor allem auf jene Stelle hin, an der die Bischöfe sich dagegen wenden, daß ihre Warnungen vor dem Zeitgeist im Sinne eines falschen Integralismus ausgewertet werden, den das Dokument verurteilt und den es so defi-

niert: „Er ist unfähig, zu unterscheiden, was in der kirchlichen Lehre endgültig festgelegt und was weiterentwickelt oder zur freien Diskussion der Theologen gestellt ist. Er möchte jeden Fortschritt aufhalten und scheint sich in summarischen Verdammungen zu gefallen.“ Dagegen distanzieren sich der Episkopat von den Ideen derjenigen, die für eine Restauration der mittelalterlichen Christenheit schwärmen, weil sie an der Neuzeit gar nichts Gutes und Wertvolles zu entdecken vermögen. Der Episkopat stehe nicht auf der Seite derer, die sich seines Hirtenwortes vielleicht bedienen möchten, um den französischen Katholizismus anzuschwärzen. Ihre Analyse gelte nicht diesem, sondern der geistigen Atmosphäre unserer Zeit, in der auch die Katholiken zu leben gezwungen sind.

Der Kommentator sagt ferner, daß man von einem Dokument wie diesem nicht eine vollkommene Lösung für das so schwierige Problem des Verhältnisses der Kirche zur modernen Welt und Zeit erwarten dürfe. Die Kirche wolle die irdische Welt weder direkt noch indirekt ihrer Herrschaft unterwerfen. Aber sie habe nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, die Entscheidungen der Gläubigen in irdischen Angelegenheiten auf ihre Übereinstimmung mit den obersten Zwecken des Lebens zu prüfen und zu beurteilen und den Christen Orientierungen zu geben. In diesem Sinne dürfe man von den Bischöfen nicht ins einzelne gehende Erörterungen der konkreten Fragen fordern, die sich aus ihrer Analyse des „abgöttischen Humanismus“ unserer Zeit ergeben, sondern müsse ihre Worte als eine allgemeine Richtungsangabe für die Einstellung des Christen zu unserer Welt und Zeit in gläubigem Gehorsam aufnehmen.

Dieser Gehorsam, so sagt Rouquette, würde allerdings erleichtert werden, wenn man sich immer sorgfältig davor hütete, aus der bischöflichen Autorität „eine Art von persönlichem Unfehlbarkeitscharisma“ zu machen, das der einzelne Bischof nicht besitzt. Der Glaubensgehorsam, den wir dem Bischof leisten, hat seinen Grund darin, daß er uns kraft göttlicher Institution zu leiten verpflichtet und darum auch berechtigt ist, Anordnungen zu treffen, die unser Denken und Handeln binden. Nur wenn das bewußt gemacht wird, steht unser Gehorsam gegenüber dem Episkopat am richtigen Ort innerhalb der theologischen Tugend des Glaubens.

Wieder Zusammen- Nachdem in den letzten drei Jahren
arbeit zwischen die beiden größten Gewerkschaften
christlichen und der Niederlande, die sozialistische
sozialistischen (NVV) mit über 500 000 Mitgliedern
Gewerkschaften in und die katholische mit über 400 000
den Niederlanden Mitgliedern, keine gemeinsamen Aktionen mehr durchgeführt hatten, konnte im Juni dieses Jahres durch die Vermittlung des Erzbischofs von Utrecht, Msgr. Alfrink, eine Einigung herbeigeführt werden.

Bekanntlich hatte der gemeinsame Hirtenbrief des niederländischen Episkopats vom 30. Mai 1954 (vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 454, 513, 551) den Katholiken die Mitgliedschaft in der sozialistischen Gewerkschaft unter Androhung strenger kirchlicher Strafen verboten. Das bischöfliche Mandat war damals von sozialistischer Seite sehr negativ aufgenommen worden. Man warf dem Episkopat Einmischung in gewerkschaftliche und politische Belange vor. Die sozialistische Gewerkschaftsführung lehnte fortan jede gemeinsame Aktion mit den katholischen Gewerkschaften ab, mit denen sie während der Besatzungs-

zeit eng und fruchtbar zusammengearbeitet hatte. Das Fehlen jeglicher Koordination bei wichtigen sozialpolitischen Aktionen — auch mit den protestantischen Gewerkschaften (200 000 Mitglieder) hatten die Sozialisten gebrochen — hatte nachteilige Folgen für die Arbeiter. Das zeigte sich im Frühjahr dieses Jahres, als die katholischen Bergleute im Limburger Becken aus Protest gegen die Arbeitszeitregelung für die Übertagearbeiter streikten, ohne daß sie hierbei von den sozialistischen und protestantischen Gewerkschaften unterstützt wurden. Sie konnten ihre Forderungen bezüglich der Verkürzung der Arbeitszeit in der erhofften Form nicht durchdrücken.

Durch Vermittlung des früheren Präsidenten der katholischen Gewerkschaften, M. A. C. De Bruyn, wurde dann eine Zusammenkunft zwischen den Funktionären des NVV und Erzbischof Alfrink ermöglicht. Das Gespräch hatte zur Folge, daß die sozialistischen Gewerkschaften zur Wiederaufnahme der Beziehungen zu den katholischen Gewerkschaften bereit waren. Das Kommuniké, in dem dieser Entschluß von ihnen bekanntgegeben wurde, erkennt das Recht des Episkopats an, Direktiven in zeitlichen Fragen zu geben. Wie J. Gérard-Libois (in „La Croix“, 31. 7. 57) bemerkt, springen hier die Sozialisten über ihren eigenen Schatten. Denn nach ihrer Überzeugung könnten sie eigentlich nur eine Entscheidungsgewalt des Episkopats in rein religiösen Fragen anerkennen. Die Sozialisten haben aber in ihrer Erklärung mehr als das zugestanden. Msgr. Alfrink hat ihnen klargelegt, warum ein katholischer Arbeiter nur Mitglied der katholischen Gewerkschaften und nicht der sozialistischen sein kann: weil der NVV als sozialistische Organisation nicht auf christlichen Grundsätzen aufgebaut ist. Msgr. Alfrink hat andererseits aber auch den Standpunkt der Bischöfe dahin präzisiert, daß einer Zusammenarbeit der verschiedenen gewerkschaftlichen Verbände nichts im Wege stünde. Hubert Delvos (in „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 16. 7. 57) sagt zu diesem Vergleich: „Im Prinzip hat sich an dem seit 1918 bestehenden Verbot der Mitgliedschaft von Katholiken in sozialistischen Gewerkschaften nichts geändert. Aber es war beiden Gesprächspartnern möglich, den Austritt der sozialistischen Gewerkschaften aus dem Rat der Fachzentralen als Mißverständnis zu behandeln und diesen durch einen Vergleich aus der Welt zu schaffen.“

Im „Raad de Vakcentralen“, der Dachorganisation aller niederländischen Gewerkschaften, sind die sozialistischen Gewerkschaften mit zwei, die katholischen und protestantischen mit je einer Stimme vertreten. Jedoch sieht das Statut vor, daß für alle Beschlüsse eine Dreiviertelmehrheit erforderlich ist.

Als erste gemeinsame Aktion haben jetzt die drei großen Gewerkschaften in einem Schreiben an den Wiederaufbauminister, H. B. J. Witte, gegen die allgemeine Mieterhöhung um 25 % protestiert.

Aus Amerika

Amerikanische Die „Vereinigung katholischer Laien“
Katholiken appel- von New Orleans hat einen Brief an
lieren an den Papst Papst Pius XII. gerichtet, in dem sie sich über die Lehren und Anordnungen ihres Erzbischofs in bezug auf das Verhältnis zwischen Weißen und Negeren beschwert und den Papst ersucht zu entscheiden, ob die Rassentrennung „sittlich verwerflich und sündhaft ist“. Die wesentlichen Stellen aus dem Brief lauten:

„Es sind jetzt mehr als zwei Jahre her, seitdem gewissenhafte und aufrichtige Katholiken in der Erzdiözese New Orleans sich vor die seltsame neue Lehre gestellt sehen, die unser Erzbischof, Seine Exzellenz Joseph Francis Rummel, verkündet hat, daß die Trennung der weißen und der Negerrasse ‚sittlich verwerflich und sündhaft‘ sei.

Diese Auffassung ist wirklich beides: neu und seltsam. Denn der Klerus und die Kirche selbst haben sich beteiligt und beteiligen sich jetzt noch an der Aufrechterhaltung dieser Art von Trennung, indem sie unter anderm die Errichtung und Unterhaltung getrennter Kirchen und Schulen billigen.

Ungeachtet der Tatsache, daß kein angemessener Versuch gemacht wurde, einen schlüssigen Beweis für die Gültigkeit der verkündigten Lehre zu erbringen oder zu beweisen, daß ein Bischof das Recht hat, eine sittliche Frage endgültig zu entscheiden, sind die Katholiken darauf hingewiesen worden, daß sie im Gewissen verpflichtet seien, diese Lehre unter der Alternative einer möglicherweise schweren Sünde anzuerkennen.

Dadurch sind die gebildeten Katholiken niedergeschlagen, und die ungebildeten empören sich darüber. Um des Heils der Seelen willen muß etwas getan werden, und zwar schnell.

Indem wir diese bittere Feststellung machen, müssen wir uns notwendigerweise an Sie, Heiliger Vater, wenden. Denn es gibt sonst niemanden, der die Gewissensunruhe beseitigen und zugleich das Ärgernis und die Niedergeschlagenheit beheben könnte, die die Katholiken unserer Erzdiözese befallen haben und ihre unsterblichen Seelen gefährden. Deshalb appellieren wir in aller Ehrfurcht an Sie mit der Bitte um eine endgültige Entscheidung in der fraglichen Angelegenheit.

Wir sind besorgt, daß Euere Heiligkeit das Empfinden haben könne, unsere Anliegen hätten einen allzu lokalen Charakter, als daß sie die unmittelbare Aufmerksamkeit der apostolischen Autorität in Anspruch nehmen könnten. Obgleich einige Geistliche uns darauf hingewiesen haben, können wir nicht glauben, daß es sich so verhält. Weit entfernt davon, ein lokales Problem zu sein, ist unsere Frage von allgemeiner Bedeutung.

Es ist eine beträchtliche Propaganda in dem Sinne entfaltet worden, als sei die Trennung von Weißen und Negern eine Besonderheit des Südens der Vereinigten Staaten von Amerika. Aber wenn sie hier öffentlich besteht, ist es doch nicht minder wahr, daß sie auch in den übrigen Teilen des Landes existiert, wenn man sich auch in manchen Gegenden große Mühe gibt, diese Tatsache zu leugnen.

Außerdem bestehen andere Formen der Trennung sowohl in unserm Lande wie auch in der übrigen Welt: Amerikaner und Mexikaner in Texas, Weiße und Gelbe an unserer Pazifik-Küste, Weiße und Indianer im Mittleren und Nördlichen Westen, Christen und Juden im Nordosten, Weiße und Neger in Afrika und außerdem das Kastensystem in Indien.

Die katholischen Gewissen verlangen nicht nur nach einer Antwort auf die Frage, ob die Trennung der Neger von den Weißen im Tiefen Süden der Vereinigten Staaten an und für sich ‚sittlich verwerflich und sündhaft‘ sei, sondern ob die Trennung der Neger von den Weißen überall — und ob die Trennung von Völkern oder Rassen überhaupt an und für sich ‚moralisch verwerflich und sündhaft‘ ist.

Wir machen in Ehrfurcht darauf aufmerksam, daß die Lö-

sung dieser Frage, in solcher Perspektive betrachtet, zu einer ernstesten Verpflichtung für Euere Heiligkeit wird.

Außerdem bitten wir darum, daß, bis zu einer Entscheidung Eurer Heiligkeit, Seine Exzellenz Erzbischof Joseph Francis Rummel veranlaßt wird, keine weiteren Schritte zu einer Verschmelzung der Neger und der weißen Katholiken zu unternehmen.“

Die Schwierigkeiten der Kirche in den amerikanischen Südstaaten

NCWC-News Service bestätigte aus Rom (12. 8. 57) den Eingang dieses Briefes. Im Vatikan besteht der Eindruck, daß der Heilige Vater ebenso wie seine Vorgänger die katholische Lehre von der Gleichheit der Rassen so häufig und eindringlich dargelegt haben, daß eine Antwort auf diese Eingabe sachlich nicht erforderlich ist. Es sei deshalb nicht zu erwarten, daß der Papst in einer öffentlichen oder gar feierlichen Form darauf antworten werde. Das um so weniger, als die Antragsteller ihren Erzbischof und die zuständige Konzilskongregation übergangen und einen unangemessenen Ton gewählt hätten.

Die Herder-Korrespondenz hat schon in ihrem letzten Bericht über den Rassenkonflikt in den Vereinigten Staaten (10. Jhg., S. 365) einiges von den Schwierigkeiten mitgeteilt, die gerade der Erzbischof von New Orleans zu überwinden hat, um in seiner Diözese dem Grundsatz von der Gleichberechtigung der Rassen Geltung zu verschaffen. New Orleans ist die größte Stadt des Staates Louisiana, wo ebenso wie in den anderen Staaten des Tiefen Südens, Alabama, Georgia, Süd-Carolina und Mississippi, der Beseitigung der Rassentrennung seitens der Weißen äußerster Widerstand entgegengesetzt wird.

Nachdem am 17. Mai 1954 der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten die Rassentrennung in den Schulen für verfassungswidrig erklärt hatte, mit der Einschränkung allerdings, daß die Weise und der Zeitpunkt ihrer Beseitigung den Staaten überlassen bleiben sollte, gab Erzbischof Rummel seinen Entschluß bekannt, die Rassentrennung in den Schulen der Diözese New Orleans möglichst bald aufzuheben. Dem empörten Widerstand nachgebend, hat er den Zeitpunkt dafür hinausgeschoben. Die Diözese New Orleans hat 132 Volksschulen, 45 Höhere Schulen und 36 Negerschulen mit 62 000 weißen und 12 000 schwarzen Schülern. Der Erzbischof erließ ferner am 11. Februar 1956 einen Hirtenbrief über die Rassenfrage, in dem er kategorisch erklärte: „Die Rassentrennung ist, sittlich betrachtet, ein Irrtum und eine Sünde, weil sie die Einheit und Allgemeinheit der Erlösung verleugnet.“ Diese Lehre oder, genauer gesagt, ihre Konsequenz für die Verhältnisse in den Südstaaten stieß bei einem Teil der Gläubigen auf einen Widerspruch von der Erbitterung, die in dem Schreiben an den Papst jetzt Ausdruck gefunden hat. Schon zuvor kam es zu Protestakten: Eltern meldeten ihre Kinder aus den katholischen Schulen ab, Katholiken stellten ihre Beiträge zu kirchlichen Zwecken ein oder distanzieren sich in öffentlichen Erklärungen von ihrem Bischof. Erzbischof Rummel ließ sich dadurch nicht beirren. Er drohte solchen Gläubigen, die sich in öffentlichen Entscheidungen für die Rassentrennung einsetzen würden, mit Kirchenstrafen und verhängte das Interdikt über eine Gemeinde, die einen schwarzen Priester an der Darbringung des Opfers in einer Kirche der Diözese gehindert hatte. Seine Gegner unter den Gläubigen sagen:

„Der Erzbischof hat uns vor die Wahl gestellt zwischen einer langen Tradition und unserer Überzeugung in der Frage der Rassentrennung und dem katholischen Glauben. Warum soll das, was hundert Jahre lang Recht war, mit einem Mal unsittlich sein?“ In diesem Sinne gab schon vor einem Jahr der Sonderberichterstatte von „Le Monde“, Henri Pierre, die Stimmung im Süden und besonders unter der katholischen Aristokratie und Bourgeoisie des Südens wieder (vgl. die Artikelserie: Le Sud, Problème nr. 1 des Etats-Unis, in „Le Monde“, 31. 8. bis 5. 9. 56).

Verteidigung einer verlorenen Position

Man muß sich diese Frage vor Augen halten, um den Schritt der Laien von New Orleans verstehen zu können. Selbstverständlich gibt es im Süden der USA auch wilde Verfechter der Theorie von der absoluten Überlegenheit der weißen Rasse, die leider in dieser Kampfsituation mit ihrer Stimme das Feld beherrschen. Leute dieses Schlages sind es, die durch Gewaltakte aller Art und durch notorische Ungerechtigkeiten gegenüber den Schwarzen die Ehre und das Prestige der westlichen Welt im allgemeinen und der Vereinigten Staaten im besondern beschmutzen. Die Mehrheit der Weißen im Süden denkt zwar konservativ, aber redlich. Sie wird jedoch durch diese Elemente terrorisiert, einschließlich der Presse des Südens. Hier wird noch mit Wild-West-Methoden gekämpft. Die Leute des Ku-Klux-Clan und zum Teil auch der White Councils scheuen weder den Boykott noch, wenn es darauf ankommt, das Dynamit, um den „Southern Way of Life“, die südliche Gesellschaftsordnung, zu erhalten. Diesen Radikalen gegenüber ist die Majorität der weißen Bevölkerung des Südens hilflos, und das nicht nur im Hinblick auf die gewaltsamen Methoden, sondern auch auf den Mangel einer Konzeption.

Man weiß, daß man eine verlorene Position verteidigt. Über kurz oder lang werden die Neger die Gleichberechtigung erkämpfen. Sie haben dabei einen schweren Weg zu durchmessen. Die Gesetzgebungstechnik der Vereinigten Staaten ermöglicht es den von der weißen Minderheit des Südens gewählten Volksvertretern, besonders im Senat, Gesetzesvorlagen ad Calendas Graecas zu verschleppen. Und wenn Gesetze erlassen sind, ist ihre in wesentlichen Dingen den Staaten überlassene Exekutive eine neue, sehr schwierige Hürde. Davon hat sich die Welt soeben in dem Konflikt zwischen Eisenhower und dem Gouverneur Faubus von Arkansas überzeugt. Aber in diesem Kampf um das Recht bewährt sich, wie die Augenzeugen sagen, die Leidenschaft und Zähigkeit der schwarzen Rasse. Die einsichtigen Sprecher der Neger — die es ebenfalls schwer haben, sich gegen die Radikalen aus den eigenen Reihen durchzusetzen — finden zwar Gesprächspartner auf der Seite der Weißen. Diese aber haben nicht oder noch nicht die Möglichkeit, die Bastionen einer verlorenen Festung zu schleifen. Das heißt: Die Weißen, eingeschlossen die Katholiken, im Süden der Vereinigten Staaten können sich nicht vorstellen, daß ihre feudal-koloniale Gesellschaftsordnung, die in ihren ehrenwerten Vertretern humanitäre und sogar patriarchale Züge trägt, auch den Negern gegenüber, ohne Revolution oder Anarchie in eine demokratische umgewandelt werden könne. Pierre formuliert es so: Sie denken nicht daran, daß aus dem Süden eine moderne Industriestadt werden kann; sie starren bloß der Möglichkeit entgegen, daß eines Tages ein Ne-

ger-Boy sie um die Hand ihrer Tochter bittet. Mit diesem Aperçu hat er vielleicht die Mentalität der Weißen im Süden der USA treffend gekennzeichnet.

Aus den Missionen

Um die Zunahme der Missionsberufe unter der Jugend der Philippinen. Missionsgebetsmeinung für November 1957

Angesichts der steigenden Schwierigkeiten, die dem Einsatz europäischer und amerikanischer Missionare in vielen Gebieten Südasiens bereitet werden, richten sich die missionarischen Hoffnungen der Kirche immer stärker auf die Philippinen als Ausstrahlungszentrum katholischen Denkens und Lebens, aber auch als ein Land, das in wachsender Zahl Missionare in die umliegenden Gebiete Asiens und der Südsee aussenden könnte. Einheimische Glaubensboten aus den Philippinen wären nicht dem Argwohn ausgesetzt, Sendlinge des westlichen Imperialismus zu sein. Sie ständen auch rassisch und kulturell den Völkern jener Räume sehr viel näher als Angehörige der weißen Rasse. Der Vorgang im Entdeckungszeitalter, daß westliche Missionare von den Philippinen aus auf dem asiatischen Festland missionieren konnten, wird sich nach Abschluß der Kolonialära kaum wiederholen, jedenfalls nicht in Form einer systematischen Aktion.

Eine katholische Nation

Es kann nicht wundernehmen, wenn missionsstrategisches Denken in der augenblicklichen Weltlage immer wieder den großen, ja überragenden Nutzen einer missionarischen Aktivierung der 17,4 Millionen Katholiken der Philippinen für die Ausbreitung des Glaubens im Fernen Osten gründlich erwägt. Ein Volk, dessen Bewohner seit 400 Jahren zur Kirche gehören und das trotz starker Bevölkerungsvermehrung und eines außerordentlichen Priester mangels unentwegt gegen 80 Prozent Katholiken zählt, kann man wohl als eine katholische Nation bezeichnen. Ja es ist sogar gelungen, mit den Kräften eines sich erneuernden kirchlichen Lebens den Prozentsatz der Katholiken deutlich zu steigern. Legt man die Zahlen des Catholic Directory der Philippinen für die Jahre 1951—1956 zugrunde, so ergibt sich folgende Entwicklung der Prozentzahlen: 79,2; 81,9; 80,6; 79,8; 81,7; 82. Diese katholische Nation ist die einzige Südasiens. In dem ganzen Raum von Indien bis zu den äußersten Inselgruppen des Stillen Ozeans, in dem 1500 Millionen Menschen wohnen, zählt man nur 14 Millionen Katholiken, wenn man die Philippinen nicht berücksichtigt. Das sind noch nicht ein Prozent einer Gesamtbevölkerung, die in der überwältigenden Mehrheit den großen nichtchristlichen Religionen angehört. Die Philippinen weisen dagegen 3,4 Millionen Katholiken mehr auf als der gesamte Raum Süd- und Südasiens sowie der Südsee-Inseln.

Umweltbeziehungen

Der Rasse nach gehören die malaiischen Filipinos zum asiatischen Raum. Die sogenannten Jung-Malaien sind (im Gegensatz zu den reinrassischen Alt-Malaien) auch mit indischem, chinesischem und arabischem Blut gemischt. Es bestehen also vielfache rassische Beziehungen, die philippinischen Glaubensboten die Akkommodation an die Völker des großasiatischen Raumes erleichtern könnten,

während sie im malaiischen Gebiet Indonesiens ein rassisch völlig kongeniales missionarisches Arbeitsfeld finden würden. Gerade dort könnte ihr Einsatz vielleicht in absehbarer Zeit dringend erwünscht sein, da Indonesien die Einreise westlicher Missionare aufs äußerste zu beschränken sucht. Die 87 Malaiendialekte der Philippinen haben sämtlich eine malaiisch-polynesische Wurzel, was die sprachliche Anpassung an den Südseeraum erleichtert. Dazu kommt die Tatsache, daß die Sprache der Filipinos chinesische, indische und arabische Einflüsse sichtbar macht. Es würde also auch die sprachliche Anpassung an die Völker des asiatischen Festlandes einem philippinischen Missionar leichter als einem solchen aus der westlichen Welt. Schließlich weisen die Philippinen starke geschichtliche Beziehungen zu Indien, Java, Sumatra und Malakka auf. Vom 2.—8. Jahrhundert nach Christus standen sie unter dem politischen Einfluß eines indischen Reiches, und 400 Jahre lang waren sie malaiischen Fürsten Sumatras unterworfen. Später hat Java Teile des Archipels lange beherrscht, und von Malakka aus begannen dann Mohammedaner mit der Eroberung des Landes. Obwohl die Spanier gerade im rechten Augenblick erschienen, um den Vormarsch dieser mohammedanischen Völker auf die ganze Inselwelt zum Stehen zu bringen, sind noch heute drei Inseln der Philippinen von Nachkommen dieser mohammedanischen Eroberer bewohnt, die den kulturellen Zusammenhang mit dem ganzen islamischen Raum Asiens aufrechterhalten.

Es wäre sogar möglich, daß chinesische Missionare von den Inseln ausgingen. Die chinesische Volksgruppe auf den Philippinen zählt zur Zeit fast 250 000 Köpfe. 40 000 Chinesen der Inseln sind katholisch. Man hat die Chinesenmission mit Hilfe von Dutzenden chinesischer Priester, die vom Festland vertrieben wurden, in den letzten Jahren stark gefördert, und es entstehen dauernd neue Chinesenpfarreien. Die vor dem Kriege auf den Philippinen lebenden wenigen tausend Japaner sind in ihre Heimat zurückgekehrt, aber die japanische Regierung bemüht sich, die als Folge der Ereignisse eingetretene Entfremdung zu den Philippinen abzubauen, indem sie katholische Diplomaten zur philippinischen Republik sendet. So ist z. B. der gegenwärtige japanische Gesandte in Manila ein Konvertit, der in England den Weg zur Kirche fand, während seine Gattin in Tokyo konvertierte. Als im Dezember 1952 die erste japanische Vertretung der Nachkriegszeit auf den Philippinen eingerichtet wurde, bezeichnete der Erste Botschaftsrat der Gesandtschaft, der ebenfalls Katholik war, in öffentlicher Erklärung den Katholizismus als die einzige Grundlage für eine Dauerfreundschaft zwischen Japan und den Philippinen und bat, man möge doch philippinische Missionare nach Japan senden. Es gebe zur Zeit nur eine einzige philippinische Ordensfrau in Japan, die großen Einfluß auf alle Japaner ausübe, die mit ihr in Berührung kämen.

Unerfüllbare Hoffnungen

Nun stehen freilich der Beteiligung der Philippinen an der Weltmission ernste Schwierigkeiten im Wege. Hier ist zunächst das erschlaffende tropische Klima zu nennen. Aus dem Tropengürtel sind nach Ausweis der Geschichte selten große geistige Bewegungen ausgegangen. Die Filipinos sind im allgemeinen ein sorgloses Völklein, das sich um den morgigen Tag wenig Sorgen macht, sehr an-

passungsfreudig, aber wenig aktiv ist und mehr für die Gefühlsseite des Religiösen Interesse hat als für die intellektuelle Durchdringung einer Weltanschauung. Dennoch hat die Erfahrung gezeigt, daß entsprechend durchgebildete einheimische Priester vorzügliche und sehr tätige Seelsorger sind. Die lange spanische Patronats Herrschaft und das von ihr eingeführte Staatskirchentum spanischer Prägung leiteten auch die Bevölkerung nicht zu einer tätigen Mitarbeit am Aufbau des katholischen Lebens an. Es ist schwer, die eingewurzelte religiöse Passivität zu beseitigen. Aber der starke Aufschwung einer Katholischen Aktion, die energisch und zielbewußt die Zerreißung des Kulturlebens in eine religiöse Privatsphäre und eine säkularisierte öffentliche Lebensumwelt zu verhindern sucht, zeigt, daß die ererbten Fehlhaltungen des philippinischen katholischen Lebens durchaus überwindbar sind. Und wenn man an die Zehntausende denkt, die sich als Laien freiwillig an der Erteilung des Religionsunterrichts in diesem priesterarmen Lande beteiligen, wird diese Mutmaßung zur Gewißheit.

Manche Sorgen bereitet zur Zeit der starke Nationalismus eines Teiles des philippinischen Klerus, der sich in einer übertriebenen und einseitigen Hinwendung zur einheimischen Kultur und zur Pflege der örtlichen Stammesdialekte in den Kirchen äußert. Eine solche Einstellung ist natürlich wenig geeignet zur Förderung eines universal-kirchlichen Denkens. Wenn man aber die Geschichte der Philippinen kennt, wird man diese Haltung als eine fast natürliche Reaktion auf frühere Entwicklungsstörungen ansehen, die bei einer sorgsamten Pflege eines echten kirchlichen Weltbildes im Rahmen der auch den Filipinos bewußtwerdenden Einen Welt von heute verschwinden wird. Das schwerste Hemmnis für eine Beteiligung der Philippinen an der Weltmission ist der Priestermangel. Das Land müßte 16 000—17 000 Priester haben, weist aber deren nur wenig mehr als 3000 auf, von denen 1200 wegen der Tätigkeit in der Verwaltung, im Schulwesen, in überdiözesanen Einrichtungen oder wegen Alters und Krankheit für die Pfarrseelsorge nicht in Betracht kommen. Zwar ist die Zahl der Theologen in den Priesterseminarien in den Jahren 1951—1956 von 436 auf 751 (= 72%) gestiegen, während die Priesterzahl (einschließlich der neu ins Land gekommenen ausländischen Priester) von 2380 auf 3200 (= 26%) stieg. Aber wenn jährlich auch 500 einheimische Priester hinzukämen — eine Zahl, die auf lange Zeit unerreichbar erscheint —, würde es noch 20 Jahre dauern, bis das Land 10 000 Priester hätte, und diese müßten dann für eine inzwischen auf 40 Millionen Seelen, also auf fast das Doppelte von heute angewachsene Bevölkerung sorgen. Damit wäre das Ziel der normalen Versorgung der Bevölkerung mit Priestern ebenso ferne wie heute. Falls man also die Philippinen erst an der Weltmission beteiligen wollte, wenn der Priesterbedarf einigermaßen gedeckt ist, so wäre der Termin einer solchen Beteiligung überhaupt nicht abzusehen. Gerade in den nächsten Jahrzehnten aber ist der Beitrag der Philippinen zum Weltapostolat angesichts der großen Schwierigkeiten der Kirche bei ihrer Ausbreitung innerhalb Südostasiens dringend notwendig.

Das Gesetz der übernatürlichen Kräfteökonomie

Es bleibt also nichts anderes übrig, als sich von den Erwägungen rein menschlichen Kalküls entschlossen abzusetzen und dem Gesetz der Gnadenökonomie zu vertrauen, das

sich auch in der Geschichte priesterarmer Kirchen des Abendlandes bewährte und auf das die Missionszyklika *Fidei Donum* vom Osterfest 1957 erneut hinweist. Opfer für die Weltmission haben den beteiligten Kirchen stets rückwirkenden Segen gebracht, der sich auch in einer ungeahnten Vermehrung des örtlichen Klerus auswirkte. Gott läßt sich, wie der Papst sagt, eben an Großmut nicht übertreffen. Das heilige Wagnis wird überreich belohnt. Missionsbereite Kirchen werden zur Fülle christlichen Lebens zurückgeführt und innerlich neu belebt. Die Kirche erhält sich, indem sie sich ausbreitet. Dieses Gesetz einem Volke klarzumachen, das den Glauben in der Hülle altspanischer religiöser Kultur empfing und dessen Kirche es als eine Art religiöser Kolonie der spanischen Kirche übernahm, ist gewiß nicht leicht. Aber es ist lebenswichtig für den philippinischen Katholizismus, daß er zu einem dynamischen Kirchenbewußtsein erwacht und aus der Enge herauswächst, in die ihn geschichtliche Bedingungen hineinzwängten. Er muß lernen, daß man das Geschenk des Glaubens weitergeben muß, wenn man das Leben des Glaubens in seiner Fülle leben will.

Man sollte also den Missionsgedanken entschlossen an die katholische Jugend der Philippinen herantragen und so dem Religionsunterricht eine wahrhaft katholische Note geben. Leider besuchen zur Zeit nur 300 000 Jugendliche katholische Schulen, meist solche gehobenen Charakters. Die Kirche der Philippinen ist zu arm, um eine große Zahl privater katholischer Volksschulen zu eröffnen. Die Masse der katholischen Kinder muß die unentgeltlichen Staatsschulen besuchen, in denen seit dem Ende des Krieges zwar für jene Religionsunterricht erteilt werden durfte, deren Eltern es wünschten, aber nur vor oder nach dem eigentlichen Schulunterricht. In tropischen Ländern bedeutet dies, daß der Religionsunterricht zur Unfruchtbarkeit verurteilt ist, weil er zu ungünstigster Stunde erteilt werden muß. Dazu kommt die Schwierigkeit, für die Unterweisung geeignete Lehrkräfte zu finden, da den Lehrern der Volksschulen die Beteiligung am Religionsunterricht lange verboten war. Die energischen Bemühungen der Bischöfe und der Katholischen Aktion haben nun erreicht, daß seit einigen Jahren auch innerhalb des Stundenplans religiöse Unterweisung gegeben werden darf. Schätzte man noch vor einigen Jahren, daß nur 25% aller katholischen Schulkinder in den Staatsschulen Religionsunterricht erhielten, so ist die Zahl der Besucher solchen Unterrichts in den letzten vier Jahren von 483 911 auf 1 114 685 angewachsen. Zwar gibt es einen außerschulischen Religionsunterricht, der von opferwilligen Laien erteilt wird, aber dieser kann sicher Hunderttausende von schulpflichtigen Kindern nicht erreichen, die ohne jede religiöse Unterweisung aufwachsen. Damit sind der missionarischen Aktion unter der Jugend gewisse Grenzen gezogen. Dies kommt auch in der Tatsache zum Ausdruck, daß die Päpstlichen Missionswerke unter den Kindern und der heranwachsenden Jugend bisher eine nur sehr geringe Verbreitung gefunden haben. Man darf im übrigen nicht vergessen, daß es auf den Philippinen selbst noch drei eigentliche Missionsgebiete (auf Luzon, Mindoro und Palawan) gibt, in denen ein paar Hunderttausend Heiden wohnen. Dazu kommen die mohammedanischen Gebiete auf Mindanao und im Sulu-Archipel. Gelegentliche Bittgesuche der Missionare für diese Missionen finden im Volke ein lebendiges Echo, und man darf hoffen, daß dieses den Missionen im eigenen

Lande erzeugte Interesse sich auch auf die Missionen der übrigen Welt ausweiten läßt.

Die Bedeutung der Missionsorden

Die eigentlichen Hüter des Missionsgedankens sind auf den Philippinen die Mitglieder der weltweit organisierten großen Missionsorden. Sie werden auch bei der Entwicklung des weltkirchlichen Geistes auf den Philippinen die bedeutendste Rolle spielen. Schätzungsweise sind auf den Inseln 1400 ausländische und 200 philippinische Ordensleute tätig. Die Zahl der einheimischen Ordensscholastiker ist in schnellem Anstieg begriffen. Waren es im Jahre 1955 erst 262, so im folgenden Jahre schon 366. Zwar werden die Missionsorden einen Teil ihres einheimischen Nachwuchses im Lande lassen müssen, um der furchtbaren Priesternot zu begegnen. Kommen doch auf einen Seelsorgspriester im Durchschnitt noch immer 8500 Katholiken! Aber die Missionsorden werden nicht darauf verzichten, einen Teil ihrer Neupriester der Weltmission zur Verfügung zu stellen. Sind sie doch nicht nur als Orden der Katholizität der Kirche besonders verpflichtet, sondern auch durch ihre Satzungen auf den Dienst am Apostolat der Kirchengründung festgelegt. Zudem wird eine Sendung junger Priester aus den eigenen Reihen nach Übersee diesen Orden neue Berufe zuführen. Weltkirchliche Perspektiven locken heute nicht nur in den westlichen Ländern junge Menschen an, die sich Gott im Ordensstande widmen wollen, sondern auch auf den Philippinen. So ist zu hoffen, daß gerade die Missionsorden eine große Rolle bei der Erfüllung der Aufgabe spielen werden, dem Katholizismus der Philippinen weltweite Perspektiven zu eröffnen und ihn missionarisch zu aktivieren.

Zur Zeit stellt diese große Nation, die der Papst einmal den Wachturm der Kirche im Fernen Osten genannt hat, der Mission außerhalb der Philippinen noch keinen einzigen Bischof, obwohl 24 Bischöfe philippinischer Abstammung im eigenen Lande wirken. Die Steyler Missionare haben mehrere ihrer philippinischen Priester in Indonesien eingesetzt, und die Steyler Schwestern waren der erste Frauenorden, der philippinische Schwestern in die Mission nach Neuguinea sandte, wo sie zu voller Zufriedenheit wirken. Im ganzen ist die Bilanz der Beteiligung der Philippinen an der eigentlichen Weltmission noch betrüblich: ein Land mit 17,4 Millionen Katholiken zählt zur Zeit im Weltapostolat nur 25 Vertreter (Priester und Schwestern). Es ist also fast noch alles zu tun, um diese große Kirche in die Arbeit der Weltmission einzureihen.

Ökumenische Nachrichten

Konfessionskundliches Institut des Lutherischen Weltbundes

Die 3. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB) in Minneapolis (USA) ging am 25. August zu Ende, nachdem u. a. zum Generalthema „Christus befreit und eint“ (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 443—445) eine Grundsatzklärung mit 51 Thesen angenommen worden war. Über diese und die sonstigen Verhandlungen und Beschlüsse berichten wir ausführlich im nächsten Heft.

Von beträchtlicher Tragweite für die Weiterführung der

interkonfessionellen Gespräche in Deutschland ist der Beschluß, ein Konfessionskundliches Institut des Weltbundes zu errichten, das sich dem Studium des römischen Katholizismus widmen soll. Diesen Plan vertrat der Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes, Dr. Lund-Quist, im Plenum und erklärte, der Weltbund sei zu einer wirklichen Begegnung mit der römisch-katholischen Kirche bereit. Das Institut werde sich aber nicht in erster Linie mit „örtlichen Situationen“ befassen, sondern vielmehr der Auseinandersetzung des Weltluthertums mit dem ganzen Fragenkomplex des römischen Katholizismus dienen. Der Plan wurde auch von Landesbischof Hanns Lilje befürwortet. Er sagte dazu, die katholische Kirche sei heute nicht mehr dieselbe wie zu Luthers Zeiten, sondern habe eine Wandlung durchgemacht, die man erkennen müsse. Es wäre zu wünschen, daß sich auch andere protestantische Körperschaften und auch der Weltrat der Kirchen an den Aufgaben des geplanten Instituts beteiligen. „Jede Generation von Protestanten muß noch einmal die Entscheidung des 16. Jahrhunderts, die zur Reformation führte, nachvollziehen.“ Daß diese Entscheidung unter Umständen auch im Hinblick auf manche Entdeckung der neutestamentlichen Exegese zu überprüfen sei, wurde damit leider nicht gesagt. D. Lilje fuhr fort: „Wir sollten in der Lage sein, zu sagen, warum wir heute nicht Katholiken sind.“ Das Institut werde Gelegenheit zu einem freien und offenen Austausch zwischen Lutheranern und römischen Katholiken geben.

Die Auswirkungen

Wie verlautet, sind Bestrebungen im Gange, das Institut möglichst nach Europa oder sogar nach Deutschland zu verlegen, wo es dann entweder in Zusammenarbeit oder in Gegensatz zum Konfessionskundlichen Institut des Evangelischen Bundes in Bensheim treten würde. Dem Vorbereitenden Ausschuß gehören an der Direktor der Theologischen Abteilung des LWB, Dr. Vilmos Vajta, Genf, der bayerische Landesbischof Hermann Dietzfelbinger und die Professoren Peter Brunner, Heidelberg, und Kristen E. Skydsgaard, Kopenhagen (die letzten drei gehören auch zum ökumenischen Arbeitskreis mit römisch-katholischen Theologen, Paderborn).

Mit der Gründung des Instituts dürften zwei wichtige Entscheidungen fallen: 1. Die theologische Festigung des Lutherischen Weltbundes wird nicht nur im Gespräch mit dem Weltrat der Kirchen erfolgen, dessen Unionstendenzen besonders die deutschen Lutheraner fürchten, sondern stets auch im Kontakt mit der römisch-katholischen Theologie. Damit kann, wie einmal Professor Ernst Kinder, Münster (Westf.), schrieb, das Abgleiten in einen „substanzenlosen Protestantismus“ verhindert werden. 2. Andererseits darf man nunmehr vielleicht erhoffen, daß manche segensreichen Fortschritte des interkonfessionellen Gespräches in Deutschland sich dem weiteren Kreise mitteilen werden.

Das Gespräch wird mit der ganzen katholischen Kirche geführt, an der man auf lutherischer Seite nicht nur die Entwicklung des päpstlichen Primats, sondern auch eine Prävalenz romanisch-lateinamerikanischer Frömmigkeit beklagt. Dadurch wird das Gespräch schwieriger, aber auch vor Illusionen bewahrt. Es wird im übrigen vor die Tore Roms getragen und auch von Rom akzeptiert werden müssen.

Zu den Personalveränderungen ist vorerst zu notieren die Wahl von Dr. Franklin C. Fry, dem Führer des amerikanischen Luthertums, zum Präsidenten des LWB als Nachfolger von D. Lilje. Er bekleidet zugleich auch das Amt eines Vorsitzenden des Exekutivausschusses des Weltrats der Kirchen, so daß dem Luthertum eine seltene ökumenische Verantwortung zuteil geworden ist. Dr. Fry wirkte nach dem Zweiten Weltkrieg als Beauftragter der amerikanischen Kirchen in Deutschland und leitete hier das großzügige Hilfswerk ein. Er erhielt 1952 das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik. Zu Vizepräsidenten wurden gewählt der ungarische Bischof Lajos Ordasz, der schwedische Bischof Bo Giertz und der indische Bischof Rajah Manikam. Im Exekutivkomitee wirken als deutsche Vertreter die Bischöfe Hanns Lilje, F. W. Krummacher, Greifswald, und Hermann Dietzfelbinger.

Überorganisation des Weltrates der Kirchen? Zu unserer Meldung über die diesjährige Tagung des Zentralaussschusses des Weltrats der Kirchen, die am

7. August in New Haven, Connecticut/USA, zu Ende ging (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 571), ist eine Nachlese erforderlich. Sie erklärt vielleicht ein wenig, warum es dort wie einige Monate früher auf der Convocation der Anglikanischen Kirche von Canterbury einen antikatholischen Theaterdonner gegeben hat. War es in England das waghalsige Projekt einer anglikanischen Union mit der presbyterialen Kirche von Schottland (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 472), das man der anglikanischen Opposition schmackhaft machen wollte, so war es in New Haven das nicht weniger riskante Vorhaben, den Weltrat der Kirchen durch eine organisatorische Verschmelzung mit dem internationalen Missionsrat (IMC), seinem Gründungspartner, in Richtung auf eine Union aller protestantischen Kräfte zu integrieren, ein Versuch, der sogleich einen ernsten Protest seitens des Erzbischofs Michael, des Vertreters der Griechisch-orthodoxen Kirchen im Präsidium des Weltrats und Sprechers des Patriarchen von Konstantinopel, auslöste (vgl. dazu auch die nachstehende Meldung). Dieser Konflikt bedarf einer näheren Beleuchtung, denn er macht das Lebensgesetz deutlicher, nach dem der Weltrat der Kirchen angetreten ist und das er so oder so vollenden muß.

Die eigentlichen Väter des Weltrates der Kirchen sind nämlich nicht die Kirchen, sondern es sind, von den Pionieren des Christlichen Vereins Junger Männer und vor allem der Elite des Christlichen Studentenweltbundes, zwei überkirchlichen und übernationalen Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts, abgesehen, die Missionare aus den verschiedenen Glaubensgemeinschaften vorwiegend protestantischer Herkunft bzw. der freien Missionsgesellschaften. Diese Missionare beschlossen 1910 in Edinburgh den Internationalen Missionsrat. Er ist also fast 40 Jahre älter als der Weltrat der Kirchen. Sie taten es nicht als Repräsentanten ihrer Kirchen, sondern der freien Missionsgesellschaften. Die Kirchen rückten sehr viel später in die Ökumenische Bewegung ein, sie ließen sich erst seit der Gründung des Weltrats der Kirchen im Jahre 1948 zu Amsterdam in diesem Weltrat amtlich vertreten. Sie waren also die Objekte des Missionsgeistes der Missionare. Nun aber trat der Einfluß der Pioniere automatisch

zurück, und es begann der bekannte Konfessionalismus im Weltrat samt der immer stärker werdenden Opposition der Laien, die auch in New Haven organisierte Formen angenommen hatte.

Die Integration des Internationalen Missionsrates

Die Missionare waren nun auf Grund ihrer Erfahrungen in der Mission in Asien und Afrika mit dem Programm angetreten: nur eine geeinte Kirche hat wirklich Vollmacht, den geistig hochentwickelten Heidenvölkern das Evangelium glaubwürdig und wirksam zu verkünden, Eine Kirche und nicht eine Föderation von Kirchen, die ihre Glaubensunterschiede aus kontinentalen europäischen Entwicklungen mitschleppen, ohne sie ernstlich zu überwinden. Die Missionare machen ähnlich wie Dr. Visser't Hooft, der Generalsekretär des Weltrats, geltend, daß der Weltrat immer mehr sich mit einem föderativen Dasein zufriedengibt, statt nach der Einheit zu suchen. Was die Missionare unter ihrem Programm verstehen, zeigt die 1947 gegründete „Kirche von Südindien“ (CSI), das Musterbeispiel ökumenischer Unionen (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 501 ff.).

Die Organisationsform des Internationalen Missionsrates ist die Zusammenfassung der lokalen „Christenräte“ in den Missionsgebieten, in Indien, Japan, Burma, Malaya, Nahost usw., d. h. der christlichen Gemeinschaften und ihrer missionarischen Aktivisten verschiedener protestantischer Bekenntnisse, ferner der nationalen Missionsräte Europas, die die Missionsgesellschaften vertreten, und schließlich der sehr leistungsfähigen Abteilung für Äußere Mission des Nationalrats der Kirchen Christi in den USA. Bei der Gründung des Weltrates der Kirchen in Amsterdam wurde ein Verbindungsausschuß eingesetzt. Dieser hatte u. a. inzwischen die Vorzüge und Nachteile einer organisatorischen Verschmelzung des Internationalen Missionsrates mit dem Weltrat zu prüfen. Sein Präsident ist Professor Henry van Dusen vom Union-Seminary, New York, einer der entschiedensten Vorkämpfer für eine ökumenische Einheitskirche und Gegner des kontinentalen kirchlichen Dogmatismus (vgl. Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 39 ff.). Der in New Haven diskutierte Plan sah die Bildung einer „Kommission für Weltmission und Evangelisation“ innerhalb des Weltrates vor (vgl. das Schema in der Soziographischen Beilage Nr. 5 der Herder-Korrespondenz 10. Jhg., nach S. 368), entsprechend der auf der Weltkirchenkonferenz von Lund 1952 gebildeten „Kommission für Glauben und Kirchenverfassung“ (Herder-Korrespondenz 7. Jhg., S. 40—42). Dazu soll eine eigene Abteilung des Weltrats für Weltmission geschaffen werden, die die Beschlüsse der Kommission ausführt. Da nun aber dem Weltrat gemäß seiner Verfassung nur „Kirchen“ angehören können, müßte entweder die Verfassung geändert werden — was in diesem Stadium einer Auflösung gleichkäme —, oder man muß ein Schema finden, das die unitarischen Tendenzen im Weltrat verschleiert.

Protest der Orthodoxen

Zu einem solchen Kompromiß war man in New Haven genötigt, weil die Vertreter der Griechisch-Orthodoxen im Weltrat durch den Mund von Erzbischof Michael die tiefe Beunruhigung der Orthodoxen über den Integrationsplan zum Ausdruck brachten. Erzbischof Michael erklärte, man habe den Orthodoxen vor ihrem Beitritt

zum Weltrat der Kirchen im Jahre 1948 die Versicherung gegeben, „daß so etwas nicht passieren würde“. Er sähe in dem Plan die Möglichkeit, daß die Mitgliedskirchen ihre Autonomie einbüßen könnten. Professor Georges Florowsky von der Theologischen Fakultät der amerikanischen Havard-Universität erläuterte die orthodoxen Bedenken, indem er auf „unglückliche Erfahrungen“ verwies, die einige orthodoxe Länder mit der Tätigkeit gewisser Missionsorgane gemacht hätten. Es sehe jetzt so aus, als ob der Weltrat in missionarische Aktivität gerate, und zwar in einseitig protestantischer Richtung. Seiner Meinung nach würde die Integration den Charakter des Weltrates der Kirchen grundlegend verändern und ihn zum Instrument der Reformation in nicht-protestantischen Ländern machen! Die Orthodoxen könnten sich daher nicht damit abfinden, daß es im Weltrat eine Abteilung gebe, die protestantische Missionsarbeit leistet.

Da sich dem Protest der Orthodoxen auch noch der lutherische Bischof Johannes Smemo, Oslo, anschloß, der vom Mißtrauen norwegischer Missionsgesellschaften gegenüber dem Weltrat sprach, weil sie seine Entwicklung zu einer „Superkirche“ befürchten, so war man genötigt, dem ursprünglichen Plan die Spitze abzurechen. Professor van Dusen fand selber das rettende Wort mit dem Vorschlag, die neuzubildende Kommission des Weltrats der Kirchen solle nur beratende, aber nicht leitende Funktionen haben. Diese Beratungen würden die Erörterung und Besserung von Konflikten auf den Missionsfeldern einschließen. Die Kirchen aber sollten weiterhin völlig unabhängig ihr Selbst bewahren, was sicher nicht ohne Ironie gesagt worden ist. Da erst legte sich die Spannung, wie „Christian Century“ in seinem Rückblick über die Tagung des Zentralausschusses berichtet (28. 8. 57, S. 1006). Endgültig soll der Plan erst 1960 auf der 3. Vollversammlung des Weltrates in Colombo, Ceylon, beschlossen werden, also inmitten des Einflußgebietes der „Christenräte“ des Internationalen Missionsrates.

Niemöllers ökumenische Niederlage

In dem erwähnten Bericht von „Christian Century“ ist es noch deutlicher zu lesen als in unserer früheren Meldung, die auf Presseagenturen beruhte, welches Ausmaß der gemeinsame Vorstoß von Kirchenpräsident Martin Niemöller, des Methodistenbischofs S. Barbieri von Brasilien, eines der sechs Präsidenten des Weltrates, und einigen anderen Delegierten, darunter der einflußreiche Professor John Mackie von Princeton, zugunsten der bedrohten Freiheit der Protestanten in Südamerika hatte. Dr. Mackie erklärte, es gebe dort heute weniger Freiheit als in der Tschechoslowakei oder in Ungarn. Daß sich der Weltrat unter dem Einfluß von Bischof Lilje und anderer entschloß, die scharfe Resolution gegen die römisch-katholische Kirche abzulehnen und sich mit einer mildereren Fassung zu begnügen, hat das Mißfallen des Zentralorgans des amerikanischen Protestantismus gefunden. Wir notieren dagegen mit Interesse, daß Niemöller trotz starker Bundesgenossen anscheinend seine erste Niederlage vor jenem ökumenischen Forum erlitten hat, das ihm bisher seine ungenierte Politik in der Evangelischen Kirche in Deutschland ermöglichte.

Wie wenig der Antikatholizismus eine normale Erscheinung des amerikanischen Protestantismus sein muß, zeigt eine beachtliche Konferenz, die vier Wochen nach der Tagung der Zentralausschusses in Oberlin, Ohio, von 300

Delegierten aus protestantischen Glaubensgemeinschaften der USA und Kanadas abgehalten wurde. Diese Konferenz stand unter der Schirmherrschaft des Weltrates der Kirchen, des Nationalrates der Kirchen Christi in den USA sowie des Kanadischen Kirchenrates. Ein von 20 Geistlichen verschiedener Denominationen verfaßter Bericht, der als Grundlage der Diskussionen diente, bezeichnete das Streben nach Einheit im Protestantismus als unchristlich, wenn es nur die Rivalität gegenüber der römisch-katholischen Kirche als Motiv habe. Die Verfasser kritisierten auch die Opposition protestantischer Kreise gegen die Ernennung eines USA-Botschafters beim Vatikan. Zwar werfe das Verhältnis der protestantischen Denominationen zum römischen Katholizismus eine Fülle verwickelter Probleme auf, für die noch keine Lösung in Sicht sei, „wenn aber Kirchen, die keine Einheit im Evangelium finden können, sich zusammenschließen, um einer anderen Kirche entgegenzutreten, dann sind wir weit entfernt von der Einheit der Liebe, der Loyalität und des Zeugnisses, die Christus fordert“. Diese Tagung ist ein anderes Echo auf jene Versuche, den Zentralausschuß des Weltrates zur Plattform für antikatholische Propaganda zu machen.

Gegen Atomwaffen

Von Interesse ist es noch, daß der Zentralausschuß sich eine Vorlage der „Kommission der Kirchen für internationale Angelegenheiten“ (CCIA) gegen die Verwendung von Atomwaffen zu eigen machte. Bei der Abstimmung enthielten sich nur der orthodoxe Theologe Professor Florowsky und der reformierte Delegierte Pastor Charles Westphal, Paris, Vizepräsident des französischen Kirchenbundes, der Stimme, beide mit dem Argument, daß der Erklärung „der spezifisch christliche Bezug“ fehle. Damit hat der Weltrat seine Aktion von 1954 auf der 2. Vollversammlung zu Evanston wiederholt (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 45), aber den neuen Gesichtspunkten Rechnung getragen, die in letzter Zeit seitens Albert Schweitzers und der Atomphysiker verschiedener Länder mit großem Ernst veröffentlicht worden sind. Die CCIA hatte unter Leitung ihrer beiden Direktoren, Sir Kenneth Grubb, London, und Dr. O. Frederick Nolde, New York, ein Fünf-Punkte-Programm ausgearbeitet und vor dem Ausweichen vor den bestehenden schweren Entscheidungen gewarnt, ohne jedoch auf leichte Lösungen zu rechnen. Diese 5 Punkte lauten:

- „1. Einstellung der Experimente durch internationale Absprachen
2. Produktionsstop für Kernwaffen unter wirksamen Kontrollmaßnahmen
3. stufenweise Abrüstung der nationalen Streitkräfte in Atom- und Konventionalwaffen bei entsprechenden Sicherheitsvorkehrungen
4. Intensivierung der internationalen Zusammenarbeit in der Entwicklung der Atomenergie für friedliche Zwecke, ebenfalls unter angemessenen Sicherheitsvorrichtungen
5. Errichtung eines wirksamen Systems für die friedliche Beilegung internationaler Streitigkeiten und die friedliche Anpassung an veränderte Verhältnisse.“

Wie beim Appell von Evanston sollen auch diesmal wieder die Kirchen die Kundgebung des Zentralausschusses ihren jeweiligen Regierungen zur Kenntnis bringen.

Krise der Ökumenischen Bewegung in Griechenland

Das offizielle Organ des griechischen Heiligen Synods, „Ekklesia“, spiegelt die in der orthodoxen Kirche von Griechenland um sich greifenden Tendenzen einer Abkehr von der Ökumenischen Bewegung wider. Die schon immer in Kreisen der Hierarchie erhobenen Bedenken sind in letzter Zeit durch die einmütige Stellungnahme der griechischen Öffentlichkeit in der Zypernfrage kräftig unterstützt worden.

Zypern — Prüfstein ökumenischer Zusammenarbeit

Ein Artikel der „Ekklesia“ vom Januar dieses Jahres warf den Amerikanern vor, daß sie trotz ständiger Betonung ihres Kampfes für die Freiheit die unerträglichen Willkürhandlungen der Engländer gegen die Zyprioten decken und damit den Bestand der christlichen Zivilisation ernstlich gefährden. Obgleich die Engländer als christliches Volk lange Zeit mit Griechenland verbündet waren, hätten sie es nicht vermocht, die geschichtliche Rolle der griechischen Kirche richtig einzuschätzen und zu würdigen. Die letzten Ereignisse um Zypern zeigten die Krisis des westlichen Christentums und den Bankrott des sogenannten „europäischen Geistes“.

Dogmatische Kriterien ökumenischer Zusammenarbeit

In derselben Nummer der „Ekklesia“, in der übrigens auch ein „Gebet für die kämpfenden zypriotischen Brüder“ abgedruckt war, erschien ein an den Heiligen Synod gerichtetes Schreiben des Metropoliten Irenäus von Samos zur Frage der Teilnahme der griechischen Kirche an der Ökumenischen Bewegung.

Daraus geht hervor, daß sich die Mehrzahl der Bischöfe im Heiligen Synod noch unter dem Erzbischof Spyridon (gestorben am 21. 3. 1956) sehr zurückhaltend hinsichtlich der Mitwirkung bei den als panprotestantisch empfundenen Tagungen und Zusammenkünften der Ökumenischen Bewegung ausgesprochen hatte. Da sich Erzbischof Spyridon geweigert habe, einen entsprechenden Beschluß der Hierarchie zustande kommen zu lassen, sei die Frage im Synod seither nicht offiziell entschieden worden. Das Fehlen griechischer Bischöfe auf den Konferenzen von Lund und Evanston zeigte ihre Reserve. (Soweit griechische Hierarchen anwesend waren, gehörten sie zur Jurisdiktion des Patriarchen von Konstantinopel.)

Metropolit Irenäus warnt vor weiteren Schritten, bevor die schon vom Synodalkomitee für die Beziehungen zum Weltkirchenrat geforderte Initiative des griechischen Hl. Synods zu einer Änderung der dogmatischen Grundlage des Weltrates zustande kommt. Die Formel „Glaube an Christus als Gott und Heiland“ müsse durch den Zusatz „Glaube an die Heilige Trinität“ ergänzt werden. Die gültige dogmatische Basis des Weltkirchenrats sei seinerzeit angenommen worden, um auch den Antitrinitariern (Quäkern, Mennoniten, Baptisten, Heilsarmee u. a.) die Teilnahme zu ermöglichen. Aber die Antitrinitarier leugnen notwendig auch die göttliche Natur Christi oder sehen diese keinesfalls als göttliche Realität im Sinne des Glaubenssymbols des 1. Ökumenischen Konzils an. Das erste Ökumenische Konzil wie auch das vierte mit seiner Definition des Dogmas vom Gottmenschentum Christi sind von höchster universaler Bedeutung, weil im Gottmenschen Christus die Geschichte begründet ist —

deshalb existiert bis heute das Christentum als Religion der Erlösung und Freiheit, erleuchtet von der göttlichen Gnade, ausgegossen in Gestalten und Formen der höheren Kultur der Völker.

Unter Beachtung dieser fundamentalen Glaubenswahrheiten hält es der Metropolit für unannehmbar, daß sich die Orthodoxe Kirche gemeinsam mit antitrinitarischen Denominationen an den Konferenzen der Ökumenischen Bewegung beteiligt. Erst wenn die geforderte dogmatische Präzisierung der „Basis“ vollzogen ist, hätte sich die Orthodoxe Kirche zu der Frage zu äußern, ob und in welcher Weise sie ihre weitere Teilnahme beabsichtigt. Er erinnert in diesem Zusammenhang daran, daß der verstorbene Metropolit Germanos von Thyateira in seiner Eigenschaft als einer der Präsidenten des Weltrats der Kirchen schon in Amsterdam den Vorschlag machte, die dogmatische Basis auch durch die Nennung Gottes als des Vaters zu verdeutlichen.

Die geforderte Präzisierung der dogmatischen Basis ist nach Metropolit Irenäus von eminenter Bedeutung auch hinsichtlich des Verhältnisses der orthodoxen Kirchen untereinander, insofern nämlich, als das (in erster Linie an der Ökumenischen Bewegung beteiligte) Patriarchat von Konstantinopel seine führende Stellung innerhalb der Gesamtorthodoxie nur dann halten könne, wenn sich seine Mitarbeit auf einer mit den anderen orthodoxen Patriarchaten und autokephalen Kirchen übereinstimmenden Grundlage vollzieht.

Der zweite Punkt, der die Mitarbeit orthodoxer Geistlicher im Weltkirchenrat höchst fragwürdig und bedenklich macht, ist nach Metropolit Irenäus die Lehre von der Kirche. Nach protestantischer Auffassung ist die Kirche in so viele Teile gespalten, wie es christliche Konfessionen und Sekten gibt. Wenn es Gott gefalle, könne aber der Weltrat die Würde und das Wesen der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche zum Ausdruck bringen, das heißt die Una Sancta verwirklichen. Aber diese in Visser't Hoofts Schrift „Le Conseil Oecuménique des Églises“ zum Ausdruck kommende protestantische Ansicht von der *raison d'être* des Weltrats widerspricht der orthodoxen Lehre, daß allein die Orthodoxe Kirche als die Alte Kirche die *eine* Kirche ist. Nach protestantischen Prinzipien hätte die orthodoxe Geistlichkeit in einer kirchlichen Organisation mitzuwirken, die das im Nicäno-Constantinopolitanum enthaltene Dogma der Kirche, das heißt das Selbstverständnis der Orthodoxen Kirche ablehnt.

Durchaus positiv steht der Metropolit von Samos zu den Einigungsbestrebungen unter den protestantischen Mitgliedern des Weltrats. Doch der zur *Idee* gewordene Glaube sei unfähig, die Vereinigung der in 150 Sekten gespaltenen annähernd 300 Millionen Protestanten zu bewirken — dies sei nur dann möglich, wenn die Tiefe der christlichen Wahrheit als *Liebe* verstanden wird. Wenn sich die Orthodoxe Kirche eines Tages einem solchermaßen geeinten Protestantismus gegenübersehe, könne sie mit dem ganzen historischen Gewicht ihrer Autorität zum großen Werk der christlichen Einigung beitragen. Schließlich würde sich mit Hilfe auch der römisch-katholischen Kirche eine gewaltige Macht in der Geschichte bilden, die auch das politische Leben der Völker im Zeichen des Friedens, der Gerechtigkeit und Freiheit und der Achtung der Menschenrechte zu beeinflussen in der Lage sei. Dieser Friede, versichert der Metropolit, sei ein Friede

„mit dem Glauben im Herzen, daß die Geschichte die Basis ist, auf welcher das Königreich Christi realisiert wird“.

Die Auffassung des Autors über die Teilnahme am Weltrat der Kirchen gipfelt in dem Vorschlag, die Kirche Griechenlands solle zur Unterstützung der protestantischen Einigungsbestrebungen wohl Vertreter in die Organe des Weltrats entsenden, jedoch nur Theologieprofessoren der Universitäten in der Eigenschaft als Beobachter, die ihre theologischen Ansichten zur Klärung der bestehenden Unterschiede und zur Förderung der Einigung der protestantischen Bekenntnisse abgeben.

Ökumenische Mitarbeit nur durch Laien

Dieser Vorschlag vermochte sich durchzusetzen. Am 20. März beschloß der Hl. Synod, daß sich die Kirche von Griechenland nicht mehr als organisches Mitglied durch ihre Geistlichen in den Ausschüssen der Ökumenischen Bewegung vertreten, sondern deren Tätigkeit nur noch durch Laientheologen beobachten lassen wird („Ekklesia“ Nr. 7 und 8, 1957).

Inzwischen beschloß der Hl. Synod am 1. Juni, zwei Theologieprofessoren der Athener Fakultät (Bratsiotis und Johannidis) nach den USA zu entsenden, „um sie als Vertreter der Kirche von Griechenland an der Jahrestagung des Zentralausschusses des Weltkirchenrats teilnehmen zu lassen“ („Ekklesia“ Nr. 14, 1957).

Gegen den Beschluß vom 20. März protestierten die Theologieprofessoren Bonis, Konidaris, Vellas und Alivisatos; letzterer erklärte seinen Rücktritt als Mitglied und Generalsekretär des Synodalkomitees für die Beziehungen zu den Auslandskirchen. Dieses Amt hatte Prof. Alivisatos seit dem Zweiten Weltkrieg inne. Der Hl. Synod nahm auf seiner Mai-Sitzung das Rücktrittsgesuch an und ernannte den Sekretär des Hl. Synods, Archimandrit Damaskinos Papachristou, zum vorläufigen Nachfolger.

In einem Schreiben an die Theologische Fakultät der Universität Athen bezeichnete der Hl. Synod das Protestschreiben der Theologieprofessoren vom 28. 4. 57 gegen das vom Synod ausgesprochene Verbot der Entsendung von Bischöfen und Klerikern in den Weltrat der Kirchen als „unannehmbar“, da es auf unzutreffenden Angaben beruhe, unehrenerbietige Ausdrücke über die Orthodoxe Kirche enthalte und seine Abfassung der obersten Kirchenleitung gegenüber ungewöhnlich und unpassend sei. Der während der diesjährigen Tagung des Zentralausschusses des Weltkirchenrats in New Haven zur Debatte stehende vorläufige Plan für die Verschmelzung des Internationalen Missionsrats mit dem Weltrat ist angetan, die immer deutlicher werdende Kluft zwischen der Kirche von Griechenland und der Ökumenischen Bewegung noch zu vertiefen (vgl. die vorstehende Meldung).

Die Empfindlichkeit der Griechen gegen jede Mission in ihrem Lande trat in letzter Zeit mehrfach deutlich zu Tage, so im Mai vorigen Jahres, als sich eine Tagung für griechisch-christliche Kultur in Athen entschieden gegen das Eindringen anderer christlicher Bekenntnisse aussprach („Ekklesia“ Nr. 11, 1956).

Wendung zu den interorthodoxen Problemen

Es ist zu erwarten, daß der Rückzug der griechischen Kirche aus der Ökumenischen Bewegung eine Intensivie-

zung der theologischen Arbeit im Hinblick auf das noch immer offene Problem eines panorthodoxen Konzils zur Folge haben wird. Wie erinnerlich, bezeichnete im Jahre 1952 das Patriarchat von Konstantinopel in einem Rundschreiben an die orthodoxen Kirchen die Einberufung einer Prosynode als zur Zeit undurchführbar, forderte jedoch die autokephalen Kirchen zum Studium der Themen auf, die von der interorthodoxen Konferenz auf dem Berg Athos im Jahre 1930 zusammengestellt worden

waren (vgl. Herder-Korrespondenz 6. Jhg., S. 67 f.). Das vom griechischen Hl. Synod gebildete Studienkomitee legte Ende vorigen Jahres eine vorläufige Liste von Themen für eine künftige Prosynode vor, die mit einigen Änderungen am 3. Dezember vom Hl. Synod genehmigt und dem Episkopat sowie den Theologischen Fakultäten Athen und Saloniki zum weiteren Studium empfohlen wurde. Wir werden bei sich bietender Gelegenheit darauf zurückkommen.

Die Stimme des Papstes

An die christliche Arbeiterjugend

Aus Anlaß des Ersten Weltkongresses der Christlichen Arbeiterjugend in Rom sprach der Heilige Vater am Sonntag, dem 25. August, zu 34 000 Jocisten aus allen Ländern der Erde. Er sagte:

Wie könnten Wir, geliebte Söhne und Töchter, Unsere Freude hinlänglich ausdrücken, wenn Wir euch heute vor Unseren Augen versammelt sehen und diese durch das Martyrium und das Grab des Apostelfürsten geheiligten Orte, wo die Christenheit der ganzen Welt immer wieder Kraft und Trost sucht, von eurem Beifall und euren Gesängen widerhallen. Wir haben diese Begegnung mit der Christlichen Arbeiterjugend schon lange herbeigesehnt. Schon im Jahre 1939, zu Beginn Unseres Pontifikats, wurde sie Uns versprochen, aber durch die traurigen Ereignisse des Krieges mußte sie auf bessere Zeiten verschoben werden. Denn Wir wissen, daß diesem Wunsch des Vaters schon seit Monaten die Erwartung und Vorbereitung aller seiner Söhne entspricht, vor allem derer, die von weit herkommen, die alle in froher Erwartung dieser Stunde gelebt haben. Unsere Freude ist überaus groß, wenn Wir eure Versammlung so voll Begeisterung sehen und wenn Wir hören, mit welcher Überzeugung ihr euren festen Entschluß aussprecht, jeden Tag um eine bessere Verwirklichung eures Ideals der Christlichen Arbeiterjugend zu kämpfen und dafür eure Brüder und Schwestern unter den Arbeitern zu gewinnen.

Wie jene Menge, die der Apostel Johannes in prophetischer Schau auf Patmos sah, „eine große Schar, die niemand zu zählen vermochte, aus allen Völkern, Stämmen, Geschlechtern und Sprachen“ (Apok. 7, 9), seid ihr wie mit einem Mantel der Unschuld mit jener heiligmachenden Gnade bekleidet, die euer Stolz und eure Kraft ist. Ihr tragt die Zeichen eines bereits fruchtbar gewordenen Apostolats, eines großmütigen und opfervollen Kampfes, der bisweilen — Wir wissen es sehr wohl — heroischer Zeiten würdig ist. Aufrecht ruft ihr alle, das Antlitz auf eine Welt gerichtet, die die heiligen Wirklichkeiten vergißt und verachtet, mit lauter Stimme dieser Welt zu, durch eure Worte, eure Taten, euer ganzes Leben: „Heil unserem Gott, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamm“ (Apok. 7, 10).

Aber hinter euren Reihen junger und echter Arbeiter glauben Wir auch die Hunderttausende junger Arbeiter und Arbeiterinnen aus allen Erdteilen zu sehen, die euch nach Rom gesandt und beauftragt haben, Uns das Zeug-

nis ihrer Ergebenheit und ihres Apostolats, das sie in ihrem Wirkungskreis ausüben, zu überbringen. Wir sehen auch die große Zahl derer, die sie gewinnen und wieder zu Gott führen wollen, wie die Handvoll Sauerteig, die in die träge Masse des Teigs gemischt wird und sie durch die Gärung in schmackhaftes und wohltuendes Brot umverwandelt. Ja eure Gegenwart bewegt und tröstet das Herz des gemeinsamen Vaters, der weiß, mit welcher Begeisterung und unter welchen Opfern ihr eure Pilgerfahrt möglich gemacht habt. Junge Arbeiter und junge Arbeiterinnen aus mehr als 80 Nationen, vereint in der großen christlichen Gemeinschaft! Ihr verkündet laut, daß ihr gekommen seid, um hier euren katholischen Glauben zu bekennen, eure grenzenlose Liebe zu Christus, euer kindliches Vertrauen zu seinem Stellvertreter und seiner Kirche, euren Willen zur Gerechtigkeit und zum Frieden. Ihr seid gekommen, um in Unserer Gegenwart euer hochherziges Versprechen zu erneuern, alle Arbeiter in die Kirche zurückzuführen. Ein großes Vorhaben, aber wie natürlich bei Herzen, die lieben und sich mit Christus vereint wissen, weil sie schon die Kraft seiner Gnade bei ihrem heiligen Vorhaben erfahren haben.

Schließlich seid ihr in das Ewige Rom gekommen wie zum Herd des Lichtes und der Wärme, der euren Geist erleuchten und eure Herzen entflammen soll in Erfüllung eurer doppelten Aufgabe: in euch den Glauben zu bewahren und zu stärken und diese Wohltat denen zu bringen, die sie nicht kennen. Ihr wollt ein tiefes und echtes christliches Leben führen, nicht nur in der Verborgenheit eures Herzens, sondern auch in der Öffentlichkeit, in eurer Familie, in eurem Stadtteil, in der Fabrik, in der Werkstatt, im Büro, und eure ehrliche und ganze Zugehörigkeit zu Christus kundtun. Eure feste Organisation, eure Methode, die in der bekannten Formulierung zusammengefaßt ist: „Sehen, urteilen, handeln“, euer Eingreifen in örtliche, regionale, nationale und internationale Belange befähigt euch, zur Ausbreitung des Reiches Gottes in der modernen Gesellschaft beizutragen und hier die Lehren des Christentums mit all ihrer Kraft und Ursprünglichkeit durchdringen zu lassen. Dieses Wirken wollen Wir hier unter einigen Gesichtspunkten herausstellen, in denen Wir an den unmittelbaren Namen eurer Bewegung anknüpfen: Ihr seid Jugend, ihr seid Arbeiter, ihr seid Katholiken.